



Leseprobe

Sabrina Qunaj

Der erste König

Historischer Roman

»Der Autorin ist es gelungen, historisches Wissen mit einer fiktiven Geschichte zu verknüpfen. Die politischen Machtspiele hat sie genauso einfließen lassen wie das Leben der Menschen dieser Epoche.« *Histocouch.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 17. August 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Sabrina Qunaj

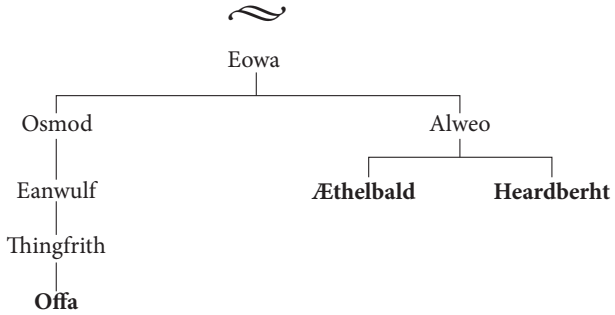
Der erste König

Historischer Roman

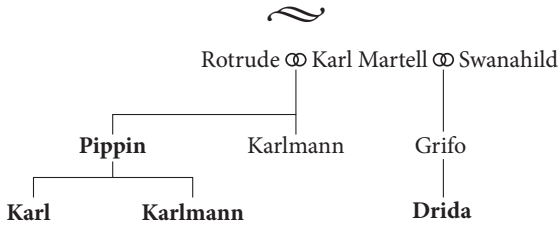
GOLDMANN

Für meine zauberhafte Nichte Juno

ANGELSÄCHSISCHE HERRSCHERLINIE



FRÄNKISCHE HERRSCHERLINIE (KAROLINGER)



DRAMATIS PERSONAE

Historische Persönlichkeiten sind mit einem * gekennzeichnet

DIE ANGELSACHSEN:

Die Angelsachsen sind ein germanisches Volk, das sich, wie der Name schon sagt, hauptsächlich aus Angeln und Sachsen zusammensetzte. Sie waren Söldner, die vom Festland aus (dem heutigen Deutschland) weite Teile Großbritanniens eroberten und die einheimische Bevölkerung (Waliser) zurückdrängten. Diese Kriegsherren ernannten sich selbst zu Königen, und so wurde das heutige England von mehreren kleineren und größeren Königreichen und Stammesverbänden beherrscht.

Der Buchstabe Æ wird wie das deutsche »Ä« ausgesprochen.

Königreich Mercia

Æthelbald*, König von Mercia

Heardberht*, sein Bruder und ein mächtiger Aldermann
(Graf)

Beornred*, Befehlshaber der Herdwache des Königs

Herefrith*, Priester am Hof des Königs

Acha, eine Magd in Tamouuorthig

Fina, eine irische Leibeigene in Tamouuorthig

Brorda*, ein Krieger in Tamouuorthig

Sigebed*, ein Aldermann Mercias

Cyneberht*, ein Aldermann Mercias

Wilfrid*, ein Aldermann Mercias
Eadbald*, ein Aldermann Mercias
Eata, ein Bauer in Tamouuorthig

Königreich Mercia – Hwicce

Offa*, ein mercischer Adliger und Nachfahre der ersten angelsächsischen Könige
Thingfrith*, sein Vater, ein Aldermann von Averdun
Marcellina*, Thingfriths Frau
Eadburh, Offas Schwester
Eanwulf*, Offas verstorbener Großvater
Æthelric*, König der Hwicce, Subkönig unter König Æthelbald, Offas Onkel
Uhtred*, Æthelrics Sohn, Offas Vetter und Kriegsherr
Ealdred*, Æthelrics Sohn, Offas Vetter und Kriegsherr
Goda, Ealdreds Tochter
Eanberht*, Offas Vetter und Kriegsherr
Leofric, Krieger aus Averdun
Wulfhere, Krieger aus Averdun
Cerdic, Krieger aus Averdun
Eadric, Cerdics Bruder, Krieger aus Averdun
Hilda, eine Magd aus Averdun
Godric, Hildas Vater
Aldfrith, ein wohlhabender, mächtiger Mann aus Averdun
Osbal, der Sohn eines Ziegenhirten aus Averdun
Eardulf, ein junger Bauer aus Averdun
Oswiu, ein junger Schmied aus Averdun
Seaxburh, Tochter des Müllers und Oswius Frau
Wada, ein Bogenschütze aus Averdun
Æthelmund*, ein Aldermann der Hwicce
Æthelric*, sein Sohn

Königreich Mercia – Magonsæten

Merdith*, ein Aldermann

Königreich Wessex

Cuthred, König von Wessex

Cynewulf, sein Nachfolger

DIE WALISER:

Die Waliser bzw. Briten sind ein keltisches Volk und sozusagen die Ureinwohner Britanniens. Ihr Land – Wales – gliedert sich ebenfalls in mehrere Königreiche bzw. Fürstentümer.

Fürstentum Powys

Elisedd*, Fürst von Powys

Brochfael*, sein Sohn

Cadell*, der Thronfolger

DIE FRANKEN:

Die Franken herrschten zu jener Zeit über weite Teile des heutigen Deutschlands, Österreichs und Frankreichs. Über Jahrhunderte herrschte das Geschlecht der Merowinger, während das Hofamt des Hausmeiers immer mehr an Bedeutung gewann. Bis schließlich der Hausmeier Pippin aus dem Geschlecht der Karolinger die absolute Macht erlangte und mit Unterstützung des Papstes die Krone an sich nahm.

Pippin*, König der Franken

Bertha*, seine Frau, Königin der Franken

Karl*, Pippins und Berthas ältester Sohn und Thronfolger

Himiltrud*, Karls Frau

Karlmann*, Karls jüngerer Bruder und zweiter Thronfolger

Gerperga*, Karlmanns Frau

Gisela*, Karls und Karlmanns Schwester

Drida*, König Pippins Nichte von illegitimer Geburt und sein
Mündel

Grifo*, Pippins verstorbener Halbbruder, Dridas Vater

Herzog Autchar*, ein Gefolgsmann König Pippins

Fulrad*, Abt der Abtei von Saint Denis

Hubert, Abt von Brétigny

Giselbert, Bischof von Noyon

DIE LANGOBARDEN:

Die Langobarden herrschten über weite Teile des heutigen Ita-
lien.

Desiderius*, König der Langobarden

Adelchis*, sein Sohn

Das Licht der Weisheit, welches anderswo so oft
ausgestorben, scheint in Eurem Königreich.
Ihr seid die Glorie Britanniens, die Posaune der
Verkündigung, das Schwert gegen Widersacher,
der Schild gegen Feinde.

Alcuin of York in einem Brief an Offa of Mercia, 8. Jahrhundert

Er war ein Mann von großartigem Verstand;
einer, der jedes seiner Vorhaben verwirklichte.
Wäge ich die Taten dieses Mannes ab, hadere ich
darüber, ob ich sie loben oder anprangern soll.
Wenn in einem Menschen auf jede Sünde eine Tugend
folgt und jede Tugend von einer weiteren Sünde
begleitet wird, fällt es schwer, den stets wandelnden
Proteus zu beschreiben.

William of Malmesbury über Offa of Mercia, 1125

Erster Teil



KAPITEL 1



Averdun, Königreich Mercia, Oktober 747

Offa blickte auf seine Heimat hinab.
Sie brannte.

Die Reetdächer der Siedlung, die sich ans schilfgesäumte Ufer des Avon schmiegt, standen lichterloh in Flammen. Eine Rauchwolke schwebte unheilvoll über den Hügel hinweg, der sein Zuhause im Osten begrenzte. Die Schleier krochen über zerklüftete Felsen, die aus dem Gras lugten und ihm und seiner Schwester früher Verstecke in ihrem Spiel geboten hatten.

»Eadburh!«

Offa wollte losreiten, er schlug die Fersen in den Bauch seines Pferdes. Aber ehe es gehorchen konnte, griff eine behandschuhte Hand in seinen Zügel und riss den Kopf des Tiers herum.

»Warte, Junge.« Eine Mahnung, die keine Widerrede duldet.

Offa fuhr herum zu dem alten Krieger an seiner Seite. Es war ihm egal, dass dieser ein Aldermann und zudem der Bruder des Königs war. Jetzt musste er handeln. »Meine Schwester! Sie ist dort unten!«

»Ich sagte, warte.« Helle Augen unter schmalen grauen Brauen sprachen eine Warnung, und Offa fluchte, im Wissen, dass er machtlos war.

Er blickte wieder auf die brennende Siedlung hinab, versuchte, von seiner erhöhten Position aus Genaueres auszumachen, seine Schwester zu finden. Aber er konnte keine Gesichter erkennen, dafür war er zu weit weg. Er sah fliehende Menschen, die schutzsuchend die steilen Hänge hinaufliefen. Die Herbstfarben der Laubbäume verblassten, alles verwandelte sich in ein düsteres Grau, beleuchtet von einer unbetieilt scheinenden Sonne. Schon von Weitem hörte Offa die Schreie der Fliehenden, ebenso wie die jener, die zu langsam waren, um zu entkommen.

Seine Hand umschloss die beiden Anhänger, die er um den Hals trug – das christliche Kreuz und den Valknut, ein heidnisches Symbol, das ihn stets an seine Abstammung vom alten Gott Wōden erinnern sollte. Er betete darum, dass sie seine Schwester beschützten.

»Waliser?«, fragte Osmond, einer von Aldermann Heardberhts Männern, und bezog sich damit auf das britische Volk, die Einheimischen dieser Insel.

Offa und seine Begleiter waren Angelsachsen. Ihre Vorfahren waren vor Hunderten von Jahren auf die Insel gekommen und hatten sie zum Großteil erobert.

Der alte Krieger neigte den Kopf und lehnte sich im Sattel vor. »So weit weg von der Grenze. Junge, mach dich nützlich: Wie viele zählst du?«

Offa ballte die Hände zu Fäusten und blickte zu den dunklen Gestalten, die auf ihren Bergponys zwischen den Hütten und ihren Gärten entlangpreschten. Sie ritten über abgeerntete Gerstenfelder und hielten auf die Grubenhäuser mit ihren bis zum Boden reichenden Giebeldächern zu. Dort waren die Vorräte gelagert, weit weg vom Fluss, um sie vor Überschwemmungen zu schützen. Die große Halle im Herzen der Siedlung war hinter all dem Rauch kaum noch zu sehen, da waren nur noch die rot flackernden Lichtpunkte der Flammen.

Es war ein unwirklicher Anblick. Offa wollte die Zahl der Feinde nicht aussprechen, als er sah, dass sie Aldermann Heardberhts kleine Truppe weit übertraf.

»Vielleicht zwei Dutzend«, sagte er.

Osmond zu seiner anderen Seite schnaubte laut. »Wenn man die außer Acht lässt, die der Rauch verbirgt.«

»Wir können sie trotzdem vernichten!«

Eine brennende Unruhe machte sich in Offa breit. Er griff nach dem Heft des Kurzschwertes, das Aldermann Heardberht ihm vor nunmehr vier Jahren gegeben hatte. Damals war Offa dreizehn gewesen und hatte seiner ersten Schlacht entgegengeblickt.

Er wollte losreiten, sich in den Kampf stürzen, sein Heim verteidigen – und vor allem seine Schwester finden. Angespannt sah er seinen Herrn an, wartete auf eine Regung.

Schließlich nahm der Aldermann seinen am Sattel festgebundenen Helm, setzte ihn auf und zog den Schild, den er über die Schulter gehängt hatte, nach vorne.

»Zu den Waffen, Männer.«

Heardberht sprach ruhig, und trotzdem peitschten die Worte Offa und alle anderen hoch. Regung kam in ihre Truppe aus acht Männern. Sie würden dem Gemetzel nicht tatenlos zusehen.

»Die Waliser erwarten keinen Angriff«, sagte Heardberht an seine Männer gewandt. »Sie sind weit verstreut. Wir werden sie einen nach dem anderen für diese Untat büßen lassen.«

Die Glocken des nahen Klosters von St. Peter an den unteren Ausläufern des Averdun-Hügels erklangen, und ein Schauer fuhr Offas Rücken hinab. Die Mönche läuteten Alarm, dabei sollten sie doch nichts zu befürchten haben. Waliser hatten es für gewöhnlich nicht auf Geistliche abgesehen, sondern auf Rinder und die frisch eingebrachte Ernte. Offa

kannte diese Raubzüge gut. Er selbst hatte schon mehr als einmal Aldermann Heardberht hinter die Grenzen begleitet, um zurückzuholen, was die Feinde ihnen genommen hatten. Und dann waren sie wieder zu ihnen gekommen. Es gehörte dazu, aber bislang war es nie persönlich gewesen. Bislang waren sie nie bis zu seinem Zuhause vorgedrungen, wo seine Eltern und seine kleine Schwester lebten.

»Du hältst dich raus«, befahl Heardberht und zog sein Schwert aus der Scheide.

»Es ist meine Familie!«

»Gerade deshalb.« Heardberht sah ihn noch einen Augenblick lang warnend an, dann gab er den anderen Männern das Zeichen zum Angriff.

Die Krieger trieben ihre Pferde vorwärts und galoppierten die Anhöhe hinunter in den Qualm. Offa starrte ihnen hinterher, fassungslos über diesen aberwitzigen Befehl. Er wartete nur kurz, dann folgte er ihnen. Er war siebzehn Jahre alt und kampferfahren – er hatte nicht vor, hier untätig zuzusehen.

Entschlossen trieb er den kleinen braunen Wallach vorwärts und versuchte, nicht zu weit hinter Heardberht und seiner eingeschworenen Truppe zurückzubleiben. Die Krieger zogen ihre Schwerter. Er tat es ihnen gleich.

Dann sah er einen Waliser die Tür eines Vorratshauses am Hügel eintreten. Es lag gleich hinter dem Zaun, der die Siedlung umschloss – und Offa hatte ein Ziel gefunden. Er hielt direkt auf den Holzzaun zu und betete, dass sein Pferd ihn nicht im Stich ließ.

»Komm schon, komm schon.« Er presste die Schenkel zusammen, fasste mit einer Hand in die Mähne.

Der Wallach sprang ab. Offa ließ sich vom Schwung des Satzes aus dem Sattel heben, es war nur ein Herzschlag des Fliegens, dann fand er sich mit einem harten Aufprall auf der anderen Seite wieder, innerhalb der Umzäunung seines

Heims. Aber für Erleichterung war keine Zeit, in ihm toste ein brennendes Verlangen zu töten. Er kannte dieses Gefühl. Er hatte nicht nur in Grenzscharmützel gekämpft, sondern auch an der Seite von Königen in einer gewaltigen Schlacht.

Aber heute war etwas anders.

Nie hatte er Angst gehabt. Nie zuvor hatte er dieses laue Bangen in seinem Magen gespürt: die Furcht, etwas zu verlieren, was ihm teuer war. Und wenn es nur ein einziges Gerstenkorn war aus nur einer einzigen Ähre, die auf seinem Boden gewachsen war, auf einem goldenen Feld, durch das er mit Eadburh gelaufen war.

Der Feind verschwand im dunklen Inneren der Hütte, und Offa sprang aus dem Sattel. Es mochte unklug sein, den Vorteil des Pferdes aufzugeben, aber er musste den Mann aufhalten, bevor er womöglich ein weiteres Feuer legte.

Um ihn herum hörte er Rufe aufbranden, sie klangen nun auch in der walisischen Sprache. Heardberht und seine Männer waren entdeckt worden.

Aber im nächsten Moment war es still. Offa trat über zwei nach unten führende Stufen ins staubige Zwielflicht der herabgesenkten Hütte, und sofort erkannte er die kleingewachsene Gestalt, die sich über die Fässer beugte. Der Waliser musste die Veränderung des Lichtspiels bemerkt haben – Offas Körper verdeckte einen Gutteil der Tür –, denn er fuhr sofort herum, ein langes Messer in der Hand.

»Du bist tot«, knurrte Offa, und er musste nicht Walisisch verstehen, um zu hören, dass sein Gegenüber fluchte.

Der Mann sah sich nach einem Fluchtweg um, aber in dem kleinen, fensterlosen Vorratshäuschen konnte er nirgendwohin. Feigling.

Schwarze Augen starrten ihn an. Die Haut des Walisers war sonnengebräunt, aber ihr war auch anzusehen, dass sie von Natur aus einen dunkleren Ton hatte, so wie bei den meisten

Walisern. Schwarzes, kurz geschnittenes Haar klebte dem Mann schweißnass auf dem Kopf. Er war nicht gerüstet, das waren Waliser selten. So blieben sie schnell und wendig. Aber auch Offa trug nicht mehr als ein gefüttertes, abgestepptes Hemd, das nur wenig vor Hieben schützte. Er besaß keinen wertvollen Ringpanzer.

Offa machte einen Schritt auf seinen Gegner zu, entschlossen, ihn büßen zu lassen, als er selbst ein Flackern in den spärlichen Sonnenflecken auf der gegenüberliegenden Wandseite bemerkte. Der Blick des Mannes huschte an Offa vorbei, fast unmerklich – aber genug, um ihn zu warnen.

Offa drehte sich blitzschnell zur Seite, fort von der Tür und an die Wand. Keinen Herzschlag lang zu früh: Eine Klinge sauste haarscharf an ihm vorbei.

Seines Widerstands beraubt, taumelte der Angreifer die beiden Stufen hinunter ins Innere. Offa überlegte nicht lange. Er packte seinen ausgestreckten Arm, drehte ihn herum, sodass ihm die Waffe aus der Hand fiel, und jagte ihm sein Schwert in die Nieren.

Ein dumpfer Laut kam dem Mann über die Lippen, er sackte zusammen, aber Offa hielt ihn als Schutzschild aufrecht, denn jetzt stürmte der andere Waliser von den Getreidefässern mit wildem Gebrüll auf ihn zu. Offa stieß ihm seinen sterbenden Landsmann entgegen, drehte das bluttriefende Schwert in der Hand, um noch einmal zuzuschlagen ... als der Mann unvermittelt einen Satz an dem Toten vorbei machte und aus der offen stehenden Tür floh.

Offa starrte ihm einen Augenblick lang wie vor den Kopf geschlagen hinterher.

»Was?«, entfuhr es ihm. Dann begriff er, dass der Feind tatsächlich fortgelaufen war.

Er stürmte aus dem Vorratshaus und sah sich um, fest entschlossen, diesen Feigling zu erwischen. Aber der Rauch

machte es unmöglich, weit zu blicken. Er brannte in Offas Augen und kratzte in seiner Kehle. Pferde wieherten, immer noch hörte er die Schreie der Opfer und die Rufe der Waliser. Von Heardberhts Männern war nichts mehr zu sehen. Der Kampf musste weiter innen, im Herzen der Siedlung, stattfinden. Bei der Halle. Wo seine Familie lebte.

Offa rannte los. Der Rauch hing so dicht, dass er kaum etwas erkannte. Es schien ihm nicht länger sein Zuhause, sondern ein fremder Ort zu sein. Das Atmen fiel ihm schwer, aber er lief weiter zwischen den in Flammen stehenden Häusern hindurch. Die Hitze brannte auf seiner Haut, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Aus den Augenwinkeln sah er einen Schatten vorbeihuschen, ein reiterloses Pferd, aber er schenkte ihm keine Beachtung. Noch mehr Schreie dröhnten in seinen Ohren – er wusste nicht, welche ihm mehr unter die Haut gingen: die der verzweifelten Menschen oder die der verbrennenden Tiere.

Wie war so etwas nur möglich? Er verstand es nicht. Dies war kein einfacher Raubzug!

Die Waliser waren kein mutiges, tapferes Volk. Sie kamen nur, wenn sie keine Verluste befürchten mussten. Meist schlichen sie sich nachts zu den Weiden und stahlen Vieh. Damit waren sie so schnell wieder weg, dass kaum jemand bemerkte, dass sie überhaupt da gewesen waren. Aber dies war ein vollständiger Angriff, ein Krieg. Warum nur? Was brachte sie dazu, so weit in angelsächsisches Gebiet einzufallen und eine Siedlung am Rande eines Klosters zu überfallen?

»Eadburh!«, rief Offa und versuchte, das lange goldene Haar seiner Schwester unter den schattenhaften, umhertorkelnden Menschen auszumachen. »Eadburh, wo bist du?!«

Eine zusammengekauerte Gestalt versperrte ihm den Weg. Es war ein Mann in einem Ringpanzer, der sich über eine blut-

überströmte Frau mit leer in den Himmel starrenden Augen beugte.

»Komm zurück!«, rief er immer wieder. »Komm zurück zu mir!«

Offas Kehle schnürte sich zu, schlagartig blieb er stehen. Er kannte diesen Mann.

Es war Cerdic, ein Krieger aus der Herdtruppe seines Vaters, und die Tote war seine Frau Cyneburg. Offa war bei ihrer Hochzeit vor sechs Jahren gewesen, er hatte ihr Blumen überreicht. Die ganze Nacht hindurch hatten sie getanzt. Bei seinem letzten Besuch zu Hause hatte er ihre beiden kleinen Töchter kennengelernt. Und wie durch eine unsichtbare Macht gelenkt, fiel sein Blick auf die goldhaarigen Mädchen, die, fast verborgen vom Rauch, regungslos neben der Hütte lagen.

Übelkeit stieg in ihm hoch, er glaubte, sich übergeben zu müssen. Aber eine weitere vertraute Gestalt riss ihn aus seiner Starre.

»Los, Cerdic!«, rief der Mann und rannte auf den gekrümmt auf der Erde kauern den Krieger zu.

Offa erkannte ihn als Cerdics jüngeren Bruder Eadric. Gegen ihn hatte Offa sich einst im freundschaftlichen Schwertkampf mit Holzschwertern gemessen.

»Sie hauen mit den Rindern ab! Komm endlich, wir müssen sie aufhalten!«

Eadric packte seinen Bruder, der nur schwer auf die Beine kam. Gemeinsam wankten sie davon.

Niemand schien Offa wahrzunehmen – als wäre er ein Geist, ein verstörter Junge inmitten des Hölleninfernos.

»Offa?!« Eine grelle Frauenstimme. Sie hallte über den Lärm der tosenden Flammen und des unter der Hitze berstenden Holzes. »Offa, bist du hier?!«

Er rannte los, sprang über einen kleinen Zaun, der einen

Garten zum Schutz vor den Tieren abtrennte, dann noch einmal auf der anderen Seite. Er umrundete die Überdachungen für die Pferde, hielt immer auf die panisch rufende Stimme zu, und schließlich tat sich vor ihm die große Langhalle seiner Familie auf. Auch sie war in Rauch gehüllt und schien im roten Licht der umliegenden Feuer zu leuchten.

Eine füllige Gestalt in wallenden Gewändern mit einem langen Schleier, der am Kopf mit einem Reif befestigt war, taumelte ziellos davor umher, krümmte sich hustend und sah sich in alle Richtungen um.

»Mutter!«

Offa eilte ihr entgegen und ließ zugleich den Blick prüfend über den Platz vor der Halle schweifen. Er sah Männer und Frauen, die mit Eimern voll Wasser vom Fluss herbeiliefen, im verzweifelten Versuch, noch etwas zu retten. Ein paar Krieger seines Vaters waren dabei, aber niemand kämpfte mehr. Heardberhts Ankunft musste den Angreifern den Mut genommen und sie zur Flucht getrieben haben.

»Offa, bist du es wirklich?« Seine Mutter Marcellina taumelte ihm entgegen und fiel ihm gegen die Brust.

Offa schob sie von sich und ließ seinen Blick über sie schweifen, um zu überprüfen, ob sie blutete. Er strich ihr mit beiden Händen übers Gesicht, entfernte die Asche, so gut es ging, und stellte erleichtert fest, dass sie unverletzt war. Aus großen, schreckgeweiteten Augen sah sie zu ihm auf. Erst jetzt wurde Offa bewusst, dass er auf sie hinabblickte, dass sie ihm gerade noch bis zu den Schultern reichte. Dabei war sie immer eine hochgewachsene Frau gewesen, sie überragte sogar seinen Vater. Aber jetzt kam sie ihm klein und schutzbedürftig vor, nicht mehr wie der stolze, hochaufgerichtete Stützpfeiler dieser Familie. War es wirklich so lange her, seit er das letzte Mal zu Hause gewesen war?

Aldermann Heardberht hatte Offa mit sich genommen,

kaum dass er volljährig gewesen war. Damals mit zwölf hatte Offa es nicht erwarten können, von zu Hause wegzugehen, dem großen und tapferen Aldermann Heardberht zu folgen, dem Bruder des Königs von Mercia, der ihm sagte, dass er einen starken Arm hatte und damit ein Schwert und nicht die Sense schwingen sollte. Offa hatte das Land sehen, ein Krieger werden wollen.

Aber jetzt, fünf Jahre später, während ihm der Rauch seines brennenden Heims in die Kehle drang, kamen Zweifel in ihm auf, ob er nicht hätte bleiben sollen, um seine Familie verteidigen zu können.

»Wo ist Eadburh?«, stieß er aus. Aber seine Mutter schien ihn gar nicht richtig zu hören.

»Ich habe Aldermann Heardberht gesehen und wusste, dass du zurückgekommen bist«, brachte sie atemlos hervor und packte seine Arme. »Du bist es wirklich. Mein Offa! Ein wahrhaftiger Mann.« Ihr Blick fiel auf seine blutgetränkte Klinge. »Und ein Krieger.«

Offa schob das Schwert zurück in die Scheide.

»Wo ist Vater?«

Er konnte ihr kaum zuhören – nicht, während alles, was er aus seiner Kindheit kannte, in Schutt und Asche fiel.

Marcellina ließ ihn los, und irgendetwas an ihrer Haltung beunruhigte ihn.

»Er ist dort drinnen.« Sie deutete zur Halle, und Offa verstand gar nichts mehr.

»Was macht er dort? Wieso kämpft er nicht? Und wo ist Eadburh? Hat sie auf dem Hügel im alten Fort Schutz gesucht?«

Er schob sich an seiner Mutter vorbei und ging mit weitgreifenden Schritten auf die Halle zu. Das Tor im reich mit Schnitzereien verzierten Eingangsbereich stand einen Spalt breit offen, was nachlässig war. Es sollte verriegelt sein, um die

Frauen und Kinder darin zu schützen. Aber stattdessen war seine Mutter hier draußen, und sein Vater drinnen?

Er schob sich durch die Tür in der Mitte der Längsseite und sah sich um. Seine Augen brauchten ein paar Augenblicke, um sich nach der Grelle des Sonnenlichts und der Feuer an die verhältnismäßige Dunkelheit zu gewöhnen. Er sah glühende Asche bei der Feuerstelle in der Mitte, die in einem steinernen Rechteck so groß war, dass drei Männer nebeneinander darin hätten liegen können. Darum herum standen Tische und Bänke. Offa machte zwei Krieger aus, die einen zusammengesunkenen Mann bewachten.

Er erkannte seinen Vater sofort. Das lange weiße Haar, das sich über dem Tisch ausbreitete, die schwächliche Gestalt, der Krug vor ihm und der umgestoßene Becher, sein Kopf in einer Schale ruhend. Vielleicht sollte er bei diesem Anblick Sorge verspüren, aber er war ihm so vertraut aus seinen Kindheitsjahren, dass er nur noch Zorn empfand.

»Thingfrith!«

Er wollte auf seinen Vater zugehen, ihn wach schütteln, als unvermittelt seine Mutter vor ihn trat und ihm den Weg verstellte.

»Das nützt nichts. Wir haben schon versucht, ihn zu wecken.«

Ungläubig sah Offa auf seine Mutter hinab, dann zurück zu seinem Vater und den beiden Kriegern an dessen Seite, die ihn beschützen sollten.

»Geht hinaus«, befahl er ihnen harsch. In seinem Körper schien kein Platz mehr zu sein für so viel Zorn, er drohte jeden Moment zu zerbersten. »Helft beim Löschen der Feuer und der Versorgung der Verwundeten!«

Die beiden Krieger zögerten keinen Wimpernschlag lang, sie setzten sich sofort in Bewegung. Offa wusste nicht, ob sie ihn als Thingfriths Sohn erkannten oder ob ihnen selbst be-

wusst war, dass sie anderswo nützlicher waren. Auf einen Be-
trunkenen aufzupassen, während draußen Heim und Familie
angegriffen wurde, war wohl keines Kriegers Begehrt.

»Thingfrith!«

Er trat zu seinem Vater. Dabei bemerkte er ein Schwert, das
neben dem zusammengesunkenen Aldermann auf der Bank
lag. Zuerst erkannte Offa es nicht wieder. Das Leder der Scheide
war brüchig und verstaubt. Aber dann bemerkte er den Griff,
um den sich ein Drache wand. Es war das Schwert seines Groß-
vaters Eanwulf gewesen, des Königs Vetter, der noch ein ange-
sehener, bedeutender Aldermann und Kriegsherr gewesen war.

Offa sah zwischen seinem Vater, dem Speichel aus dem
Mundwinkel floss, und dem Schwert hin und her. Die Ab-
scheu verstärkte die Übelkeit in ihm, aber Thingfrith war jetzt
nicht das Wichtigste.

»Wo sind sie alle?«, wollte er von seiner Mutter wissen, die
ihm gefolgt war.

Für gewöhnlich war die Halle ein geschäftiger Ort, und be-
sonders während eines Raubzugs müsste es hier drinnen ei-
gentlich vor Frauen und Kindern nur so wimmeln.

»Sie versuchen zu retten, was zu retten ist.«

»Niemand kam während des Angriffs hierher, um Schutz
zu suchen?«

Er sah auf Marcellina hinab. Der Blick, mit dem sie den
seinigen erwiderte, sagte ihm alles, was er wissen musste. Nie-
mand hatte angenommen, hier sicher zu sein. Dies war kein
Ort des Schutzes, noch nicht einmal Leibeigene hielten sich in
der Halle auf. Vermutlich hatten sie sich in der Küche oder in
der Kirche versteckt. Was hatte sein Vater nur mit diesem Ort
angestellt? Mit seinem Zuhause?

»Wo ist Eadburh?«

Marcellina trat einen Schritt von ihm zurück. Blankes Ent-
setzen blickte ihm entgegen.

»Eadburh – wo ist sie? Habt Ihr sie vor den Walisern versteckt?«

Seine Schwester war zwei Jahre jünger als er, sie musste jetzt fünfzehn sein. Zuletzt hatte er sie, wie alles hier, bei seinem Besuch vor zwei Jahren gesehen. Sie konnte nicht verheiratet und weggezogen sein, dann hätte er eine Nachricht erhalten. Wo also steckte sie?

»Offa ...«

Marcellina streckte die Hand nach ihm aus, aber er trat einen Schritt zurück. Eine grauenvolle Vorahnung überkam ihn. Er ließ den Blick erneut durch die Halle wandern, zu den etwas höher gelegenen Schlafplätzen an der gegenüberliegenden Längsseite, und zu den verstaubten, runden Schilden an der Wand, die einst Stolz verströmt hatten. Die Farben, mit denen sie bemalt waren, konnte er unter all dem Ruß von der Feuerstelle kaum noch erkennen. Er sah auf die schweren Eichenstämme, die das Dach stützten und in Schnitzarbeiten Helden vergangener Tage zeigten, jetzt aber genauso rußschwarz waren, ebenso wie die einst gekalkten Wände.

Alles hier war so heruntergekommen wie sein Vater.

»Eadburh?!«

Er blickte in jede noch so finstere Ecke und spürte, wie sein Herz schneller schlug. Sein Vater war nie ein Mensch gewesen, zu dem er aufsaß. Er hatte schon immer zu viel getrunken, während seine Mutter als die wahre, aber unnahbare Herrscherin nur selten Wärme verströmt hatte. Es wäre eine einsame Kindheit gewesen ohne Eadburh. Sie war sein Herz – das kleine goldene Mädchen, das nie ihr Lächeln verlor. Der Gedanke an seine Wiederkehr nach Hause hatte ihm nicht behagt, er hatte Heardberht überreden wollen, Thingfriths Ersuchen zur Rückkehr seines Sohnes nicht nachzukommen. Nur wegen Eadburh hatte er es nicht getan. Auf sie hatte er sich gefreut.

»Wo ist sie?!«

Seine Stimme schwoll an, kippte beinahe, während Marcelina ihn nur stumm und aus schmerz erfüllten Augen ansah.

Offa hielt inne, jegliche Kraft verließ seinen Körper. »Die Waliser haben sie erwischt.«

Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Er spürte Tränen in den Augen aufsteigen, seine Kehle wurde eng, aber er durfte keine Schwäche zulassen, er war jetzt ein Mann. Der einzige Mann in dieser Familie, der geblieben war, wie es schien.

»Offa, es ist nicht ...«

Er hörte gar nicht mehr hin, ballte die Hände zu Fäusten und stürmte auf den Vater zu.

»Ihr habt sie umgebracht!« Er packte Thingfrith an den schwächtigen Schultern und riss ihn zurück. »Wacht auf! Wie könnt Ihr schlafen, während Euer Land brennt?! Was für ein Mann seid Ihr? Was für ein Mann, der versagt, wenn es darum geht, seine Familie zu verteidigen?!«

Er spürte Hände, die versuchten, ihn zurückzuschieben, die seinen Griff lösen wollten, aber sie bewirkten nichts. Er sah nur seinen Vater, der langsam den Kopf hob und blinzelte.

»Warte, Offa, es waren nicht die Waliser!«, hörte er wie aus weiter Ferne seine Mutter, aber ihre Worte erreichten seinen Verstand nicht.

Er starrte nur ins Gesicht seines Vaters, das schwammig und aufgedunsen war. Es schien ihm sonderbar gelblich, ebenso das Weiß seiner Augen.

Offa ließ ihn los, als hätte er sich an ihm verbrannt, und sein Vater sank zurück. Er stützte sich am Tisch ab, um halbwegs aufrecht auf der Bank sitzen zu können, und starrte ihn an.

»Sohn ... bist du es?«, krächzte er.

Offa wusste nicht, was schlimmer in ihm brannte, Hass oder Verzweiflung. Wie konnte dieser Mann sein Vater sein?

Wie war es möglich, dass Eadburh ihm nicht lachend entgegenlief und ihn umarmte?

»Seht Euch nur an«, knurrte er und trat einen Schritt zurück. »Euer Heim brennt. Die Feinde sind gekommen, weil sie erfahren haben, dass es hier einen Aldermann gibt, der nicht in der Lage ist, seinen Besitz zu schützen. Sie sahen leichte Beute, und sie hatten recht. Wer soll ihnen verdenken, sich zu nehmen, was ein Mann nicht zu schützen bereit ist?«

Thingfrith sah ihn verwirrt an, und Offa ballte die Hände zu Fäusten.

»Steht auf! Habt Ihr nichts zu sagen? Wäre Aldermann Heardberht nicht gekommen, dann wärt ihr alle tot! Und Ihr schlaft hier drinnen Euren Rausch aus! Ich schäme mich, Euch zum Vater zu haben!«

Er wartete auf eine Reaktion, darauf, Prügel zu beziehen für diese Worte, so wie früher, als er noch klein gewesen war. Nein, er *hoffte* darauf. Er wollte seinen Vater voller Kraft und lebendig sehen, wollte irgendein Handeln erzwingen. Aber Thingfrith zuckte nur kaum merklich, dann sank ihm der Kopf auf die Brust. Er tastete nach dem Krug, aber Offa stieß ihn fort.

»Bitte«, winselte Thingfrith. »Marcellina, wo bist du? Bring mir Ale! Aber nicht dieses verdünnte Gesöff, bring mir richtiges.«

Marcellina ignorierte ihn und wandte sich Offa zu. Sie nahm ihn bei den Armen und sah ihm in die Augen. »Deshalb bat ich dich, nach Hause zu kommen.«

»Ihr? Ich dachte, die Nachricht wäre von Vater. *Er* hat mich doch nach Averdun gerufen.«

»Sie war von mir. Dein Vater ist schwerkrank, und ich fürchte ... ich fürchte, sein Ende naht.«

Offa konnte seine Verachtung nicht verbergen. »Er ist betrunken, wie immer.«

Marcellina schloss einen Moment lang die blauen Augen, dann atmete sie tief ein und sah wieder zu ihm auf. »Nicht nur deines Vaters wegen bat ich dich zurückzukehren. Ich muss dir von Eadburh erzählen. Von Angesicht zu Angesicht.«

Sein Körper gefror zu Eis. Er hatte größte Mühe, sich nach außen hin ungerührt zu geben. »Was ist mit ihr geschehen?«

Seine Mutter blickte ihm direkt in die Augen. »Eadburh starb diesen Sommer. Es waren nicht die Waliser. Es gab schwere Unwetter. Der Fluss trat über die Ufer, er war reißend wie nie, und Eadburh ... ich weiß nicht, wie es passierte, sie wollte Wasser holen. Aber sie kam nicht mehr zurück. Sie muss ausgerutscht sein, den Hang hinunter ... Sie konnte doch nicht schwimmen.«

Die Worte fuhren Offa wie glühende Nadeln in den Leib, schienen ihn an der Kehle zu packen und zuzudrücken.

»Was hatte sie beim Fluss verloren, wenn er doch so gefährlich war? Wir haben doch genügend Leibeigene, die solche Aufgaben erledigen.«

»Du weißt doch, wie Eadburh war. Sie wollte immer helfen, brauchte immer etwas zu tun. Ich wusste gar nicht, dass sie zum Fluss gehen wollte, ich hatte doch damit zu tun, den Haushalt zu führen. Dein Vater ...« Sie warf einen müden Blick auf ihren Gemahl. »Er kümmerte sich um nichts, noch nicht einmal darum, einen guten Ehemann für Eadburh zu finden. Auch das musste ich für ihn erledigen.«

»Nun, darauf hättet Ihr verzichten können. Jetzt ist sie tot, weil niemand auf sie aufgepasst hat.« Nun verspürte er auch Zorn auf seine Mutter, die all das zugelassen hatte.

Der Halle war anzusehen, dass auch Marcellina aufgegeben hatte, vielleicht nach Eadburhs Tod. Dies war nicht länger sein Zuhause. Das hatte er erkannt, als er auf die brennenden Häuser hinabgeblickt hatte – aber in diesem Moment spürte er es

noch einmal sehr viel deutlicher. Denn seine kleine Schwester war nicht mehr hier.

»Es gibt also auch kein Grab«, stellte er fest, während er aus den Augenwinkeln bemerkte, wie sein Vater sich über die Bank beugte und den letzten Krug Ale erbrach.

Marcellina trat an Thingfriths Seite und stützte ihn. »Der Fluss nahm sie mit sich.«

»Woher wollt Ihr dann wissen, dass sie tot ist?« Er versuchte, das Würgen seines Vaters zu ignorieren und sich an den winzigen Strohalm Hoffnung zu klammern. »Sie könnte überlebt haben, davongegangen sein, jemand könnte sie mit sich genommen haben und ...«

Marcellina richtete sich auf und füllte einen Becher, den sie Thingfrith reichte. Dann kam sie auf Offa zu und nestelte an ihrem Gürtel, der das Überkleid an der Taille zusammenhielt. Schlüssel und ein Beutel hingen daran. Aus Letzterem zog sie etwas heraus.

»Zwei der Mägde haben sie mit Eimern zum Fluss gehen gesehen. Einen der Eimer haben wir an der Uferböschung gefunden, genauso wie ihre Spuren, die dort endeten, und ...« – ihr Kiefer spannte sich an, ließ ihr rundliches Gesicht schärfer wirken – »... dieses Band von ihrem Kleid.« Sie reichte ihm ein blassblaues Seidenband mit goldenen Stickereien, wie es nur bei feinstem Gewand zu finden war. Es mochte ein Stück des Saums gewesen sein, des Halsausschnitts oder des Ärmels. Seine Mutter hatte es an ihrem Gürtel getragen, jetzt nahm Offa es in die Hand und starrte darauf. Die Seide war so weich auf seiner rauen, schwieligen Hand. Er konnte Eadburh vor sich sehen, wie sie auf ihn zulief, lachend und mit offen wehendem Haar.

»Es war der Tag, an dem sie ihren Bräutigam hätte kennenlernen sollen, einen Landhalter deines Onkels Æthelric. Sie war so aufgeregt. Ich weiß nicht, warum sie unbedingt noch

Wasser holen wollte und zum Fluss gegangen ist. Vielleicht wollte sie sich ablenken, die Zeit überbrücken. Ich weiß nur, sie war dort«, hörte er Marcellina über das Pochen in seinen Ohren. »Im Schlamm war zu sehen, wo sie hinunterstürzte ... Sie ist tot, Offa.«

»Das hätte nicht passieren dürfen.«

Er sprach leise, es wunderte ihn selbst, wie gefasst er klang. Aber er erkannte, dass er sich nicht erlauben durfte, seine Trauer zuzulassen. Dieses Land hatte keinen richtigen Herrn mehr, es war angegriffen und beinahe zerstört worden. Nun fiel es ihm zu, das Ruder zu übernehmen, ob er wollte oder nicht. In ihm floss das Blut von Königen. Sein Vater war ein enger Verwandter des Königs von Mercia, des mächtigsten Königs aller Angelsachsen. Seine Mutter hingegen war die Schwester des Königs der Hwicce, der mittlerweile unter mercischer Vorherrschaft stand. In Offa floss das Blut beider Linien, und er musste sich auch so benehmen.

Alles in ihm verlangte danach, mit Aldermann Heardberht davonzureiten und nie mehr zurückzublicken, aber er durfte es nicht. In der Halle bleiben und seinen Eltern in die Augen sehen konnte er allerdings auch nicht. Ohne ein weiteres Wort knotete er sich das Seidenband seiner Schwester um das Handgelenk, um Eadburhs Erinnerung immer bei sich zu tragen, warf einen letzten Blick auf seinen Vater und ging hinaus. Ein Teil in ihm erwartete Finsternis, tiefe Nacht, vielleicht, weil er sich so fühlte. Die Sonne auf dem Gesicht zu spüren ärgerte ihn beinahe schon.

Immer noch war alles verraucht. Als er auf seine Hände hinabblickte, erkannte er, dass sie grau von Ruß waren. Bestimmt sah sein Gesicht nicht anders aus. Es kam wohl einem Wunder gleich, dass sein Vater ihn trotzdem erkannt hatte.

»Na, willst du nicht weglaufen? Das könnt ihr doch am besten!«

Offa hielt bei der höhnischen Stimme inne und versuchte auszumachen, woher sie kam. Er sah zu den Pferchen hinüber, wo Schweine gehalten wurden, und erkannte eine Menschenansammlung. Krieger und einfaches Volk standen beisammen, bildeten einen Halbkreis inmitten der nach ausgestreutem Getreide pickenden Hühner. Viele der Menschen hatten Speere in der Hand, wie sie jene für den Krieg nutzten, die sich kein Schwert leisten konnten. Die Metallspitzen blitzten in der Sonne und blendeten.

Offa ging näher heran und entdeckte Heardberht, der mit amüsiertem Ausdruck an der Wand des Stalls lehnte. Das graue, im Nacken zusammengebundene Haar wirkte unter all der Asche dunkler und verlieh ihm eine etwas jugendlichere Erscheinung. Er sah nicht in Offas Richtung, sondern in den Schweinepferch, in dem ein junger Waliser mit einem der langen angelsächsischen Speere in der Hand stand. Auch auf der anderen Seite der Umzäunung hatten sich Krieger eingefunden, während die Schweine verängstigt in einer Ecke grunzten.

Der Mann war umzingelt, aber anders als dem im Vorratshaus stand ihm nicht die pure Angst ins Gesicht geschrieben, sondern Entschlossenheit, ja fast schon Trotz. Es war ein Ausdruck, den Offa sich in den Augen seines Vaters gewünscht hätte.

»Wer darf ihn sich holen?«, wollte Osmond, der erfahrene Krieger aus Heardberhts Gefolge, von seinem Herrn wissen. Er stellte sich auf die unterste Sprosse des Zauns und schickte sich an hinüberzuklettern.

Der Waliser stieß etwas in seiner Sprache aus und schwang den Speer von einer Seite zur anderen. Der lange Schaft ermöglichte es ihm, Angreifer auf Distanz zu halten. Sein Blick aus fast schwarzen Augen huschte stetig hin und her, wachsam. Das Kopfhair hatte er abgeschoren, nur dunkle Stoppeln

bedeckten sein Haupt, was die scharfen Züge seines ausgegelteten Gesichts betonte. Er war nicht gerüstet, sondern trug eine knielange Tunika aus einfachem Tuch und die für die Kelten charakteristischen enganliegenden Hosen. Ein einfacher Ledergürtel mit einer langen Scheide daran hielt die Tunika zusammen. Es steckte aber kein Schwert darin.

Offa wunderte sich, dass ein junger Mann mit derart einfachem Gewand wohlhabend genug war, ein Schwert zu tragen. Ein Schwert, das ihm höchstwahrscheinlich abgenommen worden war oder das er verloren hatte. Ein wertvoller Besitz, dessen Verlust er wohl nicht mehr lange bedauern musste.

»Tötet ihn!«, kam es aus allen Richtungen.

»Lasst *mich* ihn umbringen!«, rief Cerdic, dessen rußgeschwärtzes Gesicht verzerrt war von Trauer und Zorn. »Diese Schweine haben mir alles genommen! Ich werde mir Zeit lassen und dem Kerl zeigen, was einem blüht, der Frauen und Kinder abschlachtet. Ich lasse ihn seine Eier fressen, bevor ich ihn vierteile.«

»Nein, *ich* töte ihn!«, kam es von der anderen Seite. »Nein, ich!« – »Nein, ich! Sie sind mit unseren Rindern auf und davon!« Aufgeregte Rufe erklangen aus allen Richtungen.

»Fast kann er einem leidtun«, meinte dann jemand von den freien Bauern, den Offa als Godric wiedererkannte, einen Freund und Trinkkumpan seines Vaters. Nur hatte der Bauer sich besser gehalten als sein Aldermann. »Seine Freunde sind ohne ihn davongerannt. Vielleicht sollten wir ihm ein wenig Platz machen, ihm die Möglichkeit geben, die Flucht zu versuchen. So stirbt er wenigstens bei dem, was einen Waliser auszeichnet – Feigheit.«

»Und die Jagd würde uns gut unterhalten«, erwiderte ein anderer aus der Menge.

»Nein.« Heardberht richtete sich auf und zog sein Schwert aus der Scheide. »Wir halten uns nicht länger mit diesem Ab-

schaum auf. Hier gibt es genug wiederaufzubauen. Komm her, Bürschchen. Sieh dem Ende entgegen wie ein Mann und tritt vor den Schöpfer im Wissen, dass du nicht gewinselt hast.«

Aber der Waliser, der die Worte wohl nicht verstand, machte keine Anstalten, sich zu ergeben oder auch nur einen Fluchtversuch zu unternehmen. Er blieb nach wie vor kampfbereit stehen. In seinen Augen stand die Entschlossenheit, kämpfend zu sterben und dabei so viele mitzunehmen wie möglich. Offa verstand ihn. Er würde wohl genauso handeln. Ohne es bewusst zu entscheiden, schob er sich zwischen den Schaulustigen hindurch.

»Der hier ist ein Einzelstück«, erklärte er laut, um sich die Aufmerksamkeit aller zu sichern. Er wusste nicht, woher er die Autorität in seiner Stimme nahm, besonders, da er sich entwurzelt und tieftraurig fühlte – aber sie war da. »Etwas Besonderes. Nie zuvor habe ich einen Waliser gesehen, der auch nur einen Funken Mut hat.«

»Du bist auch noch nicht lange auf der Welt«, lachte Osmond, der sich an Heardberhts Seite begab.

Offa ignorierte ihn. Jetzt war er nicht mehr der Jüngling, der bewundernd zu den Kriegern Heardberhts aufblickte und davon träumte, sich ihren Respekt zu verdienen. Er war hier zu Hause, der Sohn eines Aldermanns, der nicht in der Lage war, selbst Recht zu sprechen. Das musste nun Offa als einziger lebender Sohn übernehmen.

»Der hier ...« Er zeigte mit der Spitze seines Kurzschwertes auf den Feind, der kaum älter als er selbst sein konnte, »... will kämpfend sterben.«

»Erfüllen wir ihm den Wunsch«, rief jemand aus der Menge, und zustimmendes Raunen folgte.

Aber Offa sprang mit einem Satz über den Zaun und wandte sich den Umstehenden zu. Er wusste, er befand sich beinahe schon in Reichweite des Speers, und dem Waliser den Rücken

zuzudrehen mochte nicht klug sein. Aber er wollte allen zeigen, dass er keine Angst hatte, dass er wusste, was er tat. Wenn er zögerlich oder beunruhigt wirkte, konnte er nicht erwarten, dass andere seinem Wort folgten.

»Ich sage, er wird verschont«, verkündete er und sah den Männern und Frauen in die schmutzigen, erschöpften Gesichter.

Manche von ihnen kamen ihm bekannt vor. Sie waren Krieger seines Vaters, so wie Cerdic, der ihn wütend und entsetzt ansah, sein Bruder Eadric oder der rote Leofric, der Offa seine ersten Holzschwerter gegeben hatte und ihn jetzt aufmerksam musterte, an einem Grashalm kauend.

Weitere freie Bauern und Handwerker kamen herbei. Ja, da war sogar Hilda, das Mädchen, das er vor seinem letzten Aufbruch geküsst hatte. Selbst Heardberhts Männer, die ihm nach den fünf gemeinsamen Jahren vertrauter waren als die Menschen Averduns, hatten sich an den Zaun gedrängt, während anderswo noch Feuer gelöscht wurden. Jedem Einzelnen war anzusehen, dass seine Entscheidung keinen Anklang fand. Trotzdem sprach niemand auch nur ein Wort gegen ihn.

»Wir brauchen genügend starke Hände, um Averdun wiederaufzubauen, und der Mann kann arbeiten. Leibeigenschaft, nicht Tod, so lautet mein Urteil.«

Blicke wurden getauscht, und Offa wusste, was die Menschen hier dachten. Er war nur der siebzehnjährige Sohn des Aldermanns, er hatte überhaupt kein Urteil zu fällen. Trotzdem sah er plötzlich ein erstes Nicken. Waffen senkten sich, und auch der Waliser schien den Umschwung der Stimmung zu bemerken. Aber anstatt sich nun freiwillig zu ergeben, sah Offa ein Flackern des Schattens vor sich auf dem Boden. Er wusste nicht genau, was der Mann vorhatte oder wie er selbst reagieren sollte. Er handelte rein instinktiv – vielleicht, weil ihm klar war, was er an des Kriegers Stelle tun würde.

Er hörte ein Luftschnappen von den Umstehenden, jemand streckte die Hand in seine Richtung aus, wie um ihn wegzu- ziehen, ein hoher mädchenhafter Ruf erscholl – das war Hilda –, aber Offa brauchte die Warnungen nicht, er duckte sich bereits zur Seite weg und sah die Speerspitze vor sich ins Leere stoßen. Weniger ungläubig als verärgert sah er auf das in der Sonne blitzende Metall, das sich beinahe in seinen Körper gebohrt hätte.

Jetzt musste er den Waliser wohl doch töten.

»Also, eines habt ihr alle gemeinsam.« Er richtete sich auf und wich gerade noch rechtzeitig einem weiteren Vorstoß aus. »Tapfer oder nicht, ihr alle fällt einem Mann nur allzu gerne in den Rücken.«

Der Krieger schwang den Speer und versuchte erneut anzugreifen, aber Offa ließ sich nicht so leicht erwischen. Heerberht hatte ihm Leichtfüßigkeit und Wendigkeit beigebracht, indem er ihn auf Holzpfosten über einem Schlammloch hatte balancieren und kämpfen lassen. Damals war Offa nicht nur einmal zwischen den schmalen und vor Nässe rutschigen Pfeilern, auf denen seine Füße kaum Halt fanden, in den Dreck gestürzt. Er hatte seinen Lehrmeister verflucht, aber heute war er ihm dankbar.

Der Waliser knurrte etwas, aus dem Offa mit seinen mangelnden Sprachkenntnissen nur das Wort »Gott« heraushörte. Dann griff er erneut an und ließ die Umstehenden damit hörbar nach Luft schnappen.

Offa drehte sich aus der Bahn des Speers, wirbelte herum und suchte nach einer Möglichkeit, den Mann zu entwaffnen oder näher an ihn heranzukommen. Aber sein kurzes Schwert und der lange Speer waren ungleiche Waffen, die dem anderen einen Vorteil verschafften.

Erneut raste die Metallspitze auf seine Kehle zu. Offa schlug gerade noch rechtzeitig mit dem Schwert beiseite. Dem

Waliser war es ernst. Er musste wissen, dass er nicht lebend hier herauskam, aber er wollte zumindest noch Offa mitnehmen, das stand deutlich in den dunklen Augen zu lesen.

Offa wusste nicht, wie lange Heardberht und die anderen Krieger noch tatenlos zusehen würden. Er musste es beenden, und zwar schnell und mit möglichst heiler Haut. Wie aus weiter Ferne hörte er, wie Wetten abgeschlossen wurden und wie Heardberht diejenigen dafür rügte. Beunruhigend war nur, dass die meisten auf den Waliser setzten.

»Helft ihm!«, hörte er Hildas angsterfüllte Stimme.

Aus dem Augenwinkel nahm Offa wahr, wie Eadric nach vorne an den Zaun trat. Offa war immer stolz gewesen, wenn er den fünf Jahre Älteren im Kampf mit den Holzschwertern besiegt hatte. Heute trug Eadric aber kein Holzschwert, sondern einen Bogen, und er spannte ihn. Schon damals war er ein hervorragender Jäger gewesen, und Offa zweifelte nicht daran, dass er den Waliser treffen würde.

»Nicht!«, rief er und duckte sich unter einem weiteren Vorstoß des Speers hinweg.

Wenn Eadric den Waliser erschoss, hatte der Schütze nicht nur gegen Offas Befehl, ihn am Leben zu lassen, verstoßen. Sondern damit stellte er ihn, Offa, auch als schwach dar, als unfähig, einen jungen Waliser zu besiegen. Offa musste es alleine schaffen. Aber der Waliser war ebenfalls wendig und schien genau zu wissen, was er tat. Als hätte auch er eine Kampfausbildung genossen. Der enorme Überlebenswille und die Entschlossenheit taten ihr Übriges, um den Feind zu einem ernsthaften Gegner zu machen.

»Es wird dir nichts nützen«, stieß Offa aus und umrundete den Waliser, wartete auf den nächsten Angriff und suchte gleichzeitig selbst nach einer Möglichkeit, am Speer vorbeizukommen. »Du magst tapferer als die anderen sein, aber verlieren wirst du trotzdem.«

Der Waliser lächelte. Verstand er etwa, was Offa sagte? Oder war er nur so siegessicher? Er machte einen Ausfallschritt nach rechts, schwang den Speer aber in die andere Richtung und stieß ihn schließlich nach vorn, direkt in die Richtung, in die Offa für gewöhnlich auswich. Beinahe wäre Offa darauf hereingefallen, aber er wirbelte in die entgegengesetzte Richtung herum, deutete einen Schlag gegen den Kopf des Walisers an, änderte aber im letzten Augenblick die Richtung und ließ sein Kurzsword auf den ausgestreckten Speerschaft herabfahren.

Seine Klinge war nicht die beste, der Aufschlag des Metalls auf das Holz bebte schmerzhaft durch seinen Arm. Aber die Kraft reichte aus, um den Speer in zwei Teile zu hacken. Raunen erklang um ihn herum, und Offa spürte das heiße Wallen seines Blutes, die Erregung, gleich zu siegen.

»Du hättest aufgeben sollen, als du noch konntest.«

Offa trat die abgeschlagene Spitze zur Seite und betrachtete den Waliser, der immer noch die andere Hälfte in der Hand hielt und sie ihm drohend entgegenstreckte. Er konnte nichts mehr ausrichten. Im schlimmsten Fall war es ihm möglich, Offa ein paar Splitter in die Haut zu rammen, oder vielleicht sogar etwas Kopfweh zu verursachen, wenn es ihm gelang, ihn mit dem Holzstück zu treffen. Aber sie beide wussten, dass es vorbei war.

Offa schlug mit seiner Klinge auf den übrig gebliebenen Schaft, und wie erwartet, fiel er dem Waliser aus der Hand.

»Heute war der falsche Tag, um Averdun anzugreifen.« Er richtete die Schwertschneide auf die Brust des Walisers und wollte zustechen.

Aber sein Körper gehorchte ihm nicht. Irgendetwas hielt ihn davon ab.

Der Waliser starrte ihn herausfordernd an, seine dunklen Augen schienen zu schreien: *Tu es! Tu es!* Und Offas Hand

zuckte in dem Wunsch, es zu Ende zu bringen. Aber er rührte sich nicht.

Vielleicht war es der Gedanke an seinen Vater, der sich in der Halle die Eingeweide aus dem Leib spie, der ihn zögern ließ. Das Wissen, was für eine Verschwendung es wäre, einen Mann zu töten, der willig war, für sein Leben zu kämpfen. Hätte sein Vater nur etwas mehr von seinem vor ihm stehenden Feind.

»Sieh ihn dir an, Offa«, erklang unvermittelt Heardberhts Stimme, der nun ebenfalls über den Zaun kletterte. »Dir bleibt nur, ihn zu töten, denn er würde sich nie fügen. Jeder Gegenstand in seiner Hand wäre eine Waffe, und bei der erstbesten Gelegenheit bringt er dich im Schlaf um. Dich und viele andere, Unschuldige. Du willst ihn zwingen, bei Averduns Aufbau zu helfen, nur damit er alles wieder abfackelt. Mach es schnell, und die Angelegenheit ist erledigt.«

Heardberhts Worte ergaben einen Sinn. All das wusste Offa, und trotzdem brachte er es nicht fertig. Eine Schwäche, die er allen offenbarte. Sein Blick fiel auf Eadburhs Seidenband an seinem Handgelenk, und er dachte daran, wie sinnlos sie im Fluss ums Leben gekommen war, dass niemand bei ihr gewesen war. Die Menschen, die sie hätten beschützen sollen, hatten versagt, das schloss auch Offa mit ein. Er war ihr großer Bruder gewesen, er war mitverantwortlich.

»Offa ...« Heardberhts mahnende Stimme, die er gut kannte, drang in seine Gedanken.

Aber wie immer erweckte sie in ihm kein Nachgeben, sondern eher Trotz. Derselbe Trotz, der ihm aus den Augen des Walisers entgegensah.

»Nein.«

Er ließ die Klinge sinken und war nicht erstaunt über das aufgebrauchte Keuchen und Gemurmel um ihn herum, das so-

fort einsetzte. Aber er tat nie gerne, was andere von ihm erwarteten. Und so genoss er die Reaktion.

»Wie heißt du?«, fragte er den Waliser mit dem wenigen Britisch, das er sich im Laufe der Jahre bei den Grenzkämpfen angeeignet hatte.

Der Waliser starrte ihn an, immer noch misstrauisch. Sein Blick flackerte kurz auf die herabgesenkte Klinge, dann zurück in Offas Gesicht. Schließlich straffte er die Schultern.

»Gwil«, antwortete er und sah ihn weiterhin herausfordernd an.

Die Hände hatte er an den Seiten zu Fäusten geballt, und Offa blieb wachsam. Er zweifelte nicht daran, dass Gwil ihn auch unbewaffnet angreifen würde.

»Ich bin Offa, Sohn des Aldermanns Thingfrith, Enkel von Eanwulf, Vetter von Æthelbald, König von ganz Mercia. Ab heute gehörst du mir.«

Ein Hauch von Überraschung huschte über das Gesicht des Walisers. Vielleicht hatte er nicht erwartet, dass Offa ein paar Wortfetzen seiner Sprache beherrschte, vielleicht beeindruckten ihn aber auch sein Name und die Verwandtschaft zum mächtigsten König des Landes.

Offa wechselte zurück ins Angelsächsische, da ihm die nun folgenden Worte in der fremden Sprache fehlten, aber er glaubte, sein Ton machte klar, was er sagte. »Diese Gnade erteile ich dir nur einmal. Tust du irgendetwas, was mir nicht gefällt, und wenn es nur ein Blick auf eine Waffe ist, dann hole ich nach, was ich heute nicht zu tun bereit bin. Haben wir uns verstanden?«

Gwil starrte ihn ein paar lange Herzschläge an, dann nickte er.

Offa sollte über dieses Nachgeben vielleicht Zufriedenheit verspüren. Aber er fühlte sich taub, nach allem, was heute geschehen war. Wortlos wandte er sich ab und blickte in

erstaunte Gesichter. Er war sich nicht sicher, was er in den Mienen las, aber es war kein Zorn über seine Entscheidung, kein Unglaube über so viel Leichtsinn. Eher schienen ihm die Blicke wohlwollend, ja gar bewundernd.



»Mutter sagt, Ihr werdet sterben.«

Offa blickte in das fahle, gelbliche Gesicht seines Vaters, das Jahrzehnte älter aussah, als es sollte. Selbst im Schlaf wirkte Thingfriths Ausdruck gequält, als litte er Schmerzen. Seine Lippen verzogen sich, seine Stirn legte sich in Falten, ein Zucken ging durch seinen Körper.

»Wagt es nicht.« Offa sprach ruhig, auch wenn es im privaten Gemach des Aldermanns keine Zuhörer gab. Sie waren ganz allein, während von draußen immer noch Wehklagen zu hören war. »Wagt nicht, einfach so aufzugeben und mir alles zu hinterlassen. Ich ... ich bin noch nicht bereit. Das alles hier ... es ist Eure Aufgabe. Ihr seid der Aldermann. Ihr seid ein Diener des Königs, Ihr seid für Averdun und die Menschen hier verantwortlich. Ihr könnt nicht einfach so gehen. Sonst werde ich genauso versagen wie Ihr. Ich brauche mehr Zeit.«

Leiser, rasselnder Atem antwortete ihm, und Offa ballte die Hände zu Fäusten. Er wollte auf seinen Vater losgehen, die Qual, das Warten beenden – und gleichzeitig wollte er ihn auch anflehen weiterzukämpfen. Er wollte für ein Wunder beten. Schließlich gab es Wunder. Offa selbst hatte eines erlebt.

Er war blind und taub geboren worden und konnte seine Glieder nicht bewegen. Sein Vater hatte ihn auf den Namen Winfrith getauft und jeden Tag um Heilung gebetet. Er hatte dem Herrn sogar die Errichtung eines Klosters versprochen, was er ihm bis heute schuldig geblieben war. Offas Mutter hin-

gegen, die heimlich noch zu den alten Göttern sprach, hatte in einem heidnischen Ritual eins der besten Pferde aus Thingfriths Stall geopfert. Nur wenige Tage später war Offa geheilt gewesen. Seine Mutter hatte ihm schließlich den neuen Namen gegeben, nach einem früheren König, der ein ähnliches Leiden gehabt hatte und ebenfalls geheilt worden war.

Wenn Wōden in der Lage gewesen war, ihn zu heilen, so konnte er auch Thingfrith zu neuer Kraft verhelfen. Nur – wollte der Göttervater das? Thingfrith glaubte nicht an die alten Götter, er sah allein schon die Aussprache ihrer Namen als Sünde an. Wieso sollte Wōden ihm dann helfen? War er dazu überhaupt noch in der Lage? Der christliche Gott gewann zunehmend an Macht.

»Welchen Plan verfolgst du, Wōden?«, flüsterte Offa und schloss seine Hand um den heidnischen Anhänger. »Warum hast du mich damals geheilt? Was hast du mit mir vor? Was erwartest du von mir? Siehst du denn nicht, dass ich meines Vaters Sohn bin? Ich werde alle enttäuschen.«

Thingfrith verkrampfte sich, seine Augen pressten sich fest zu, und Offa legte ihm die Hand auf die Brust. Das Bild einer Erinnerung flackerte vor seinem geistigen Auge auf: Thingfrith als junger, starker Mann, vor gar nicht so langer Zeit. Er rief Offa zu sich aufs Feld, rupfte einen Gerstenhalm aus und überreichte ihn seinem Sohn. »Dies hier ist das wahre Gold«, hatte er gesagt. »Vergiss es nie. Reicher als jedes Geschmeide macht dich fruchtbarer Boden. Deshalb kamen unsere Vorväter in dieses Land.« Es war einer jener seltenen Momente gewesen, in denen Offa das Gefühl gehabt hatte, wirklich einen Vater zu haben, der weise war, von dem er etwas lernen konnte. Jetzt wollte er sich gar nicht daran erinnern. Er wollte den betrunkenen Nichtsnutz vor sich sehen, er wollte Zorn verspüren, keine Trauer. Denn die Trauer um Eadburh steckte bereits zu tief in ihm und nahm ihn ganz und gar ein.

»Der Waliser wird gut verwahrt.«

Die vertraute tiefe Stimme ließ ihn zusammenzucken. Offa fuhr herum und entdeckte Aldermann Heardberht vor den Vorhängen, die das Privatgemach vom Rest der Halle trennten.

»Sie haben ihn in den Pferdestall gebracht, ein Krieger deines Vaters bewacht ihn.«

Offa schloss die Augen. Der Waliser! Um den musste er sich auch noch kümmern. Das Gefühl, unter einem schweren Stein zu liegen, während andere Menschen weitere Brocken über ihm auftürmten, erdrückte ihn. Der Angriff. Eadburh. Sein Vater. Die ungewisse Zukunft. Wie sollte es weitergehen? War er wirklich bald Aldermann?

»Meine Männer und ich werden noch bleiben, Offa. Wir werden helfen, Averdun wieder aufzubauen, Sorge dich nicht.«

Offa erhob sich von dem gepolsterten Schemel, warf seinem Vater noch einen letzten Blick zu und ging auf Heardberht zu. »Ich danke Euch. Für alles.«

Heardberht nickte grimmig, schließlich seufzte er. »Deine Entscheidung über den Waliser magst du noch bereuen.«

»Gut möglich.« Vielleicht war sie die erste von vielen falschen Entscheidungen, aber worauf sollte er hören, wenn nicht auf sein Gefühl? »Wie groß sind die Schäden?«

»Manche hat es schlimmer erwischt als andere.«

Offa dachte zurück an Cerdic und dessen Familie, seine Frau und die Töchter. Wie viele hatten heute alles verloren? Und wofür?

»Ich muss mir überlegen, wie ich den Menschen helfen kann. Und warum es überhaupt dazu kam.« Er blickte an Heardberht vorbei in Richtung Halle. Eine nagende Unruhe überkam ihn. Es gab nur einen, der ihm Antworten auf seine vielen Fragen geben konnte. »Ich nehme an, Ihr wollt mit meinem Vater allein sein?«

Heardberht sah ihn besorgt an, nickte aber. »Danke. Es ist schwer, Abschied von einem alten Freund zu nehmen.«

Offa legte ihm die Hand auf den Arm und verließ schließlich das Gemach.

In der Halle herrschte reges Treiben, die Menschen des Dorfes suchten Trost, Wärme und eine warme Mahlzeit. Offa hatte angeordnet, dass jeder hier heute willkommen war, und sein Angebot wurde gut genutzt. Sogar seine Mutter verteilte Schalen heißer Brühe, dabei wirkte sie kraftvoll und stolz, als gäbe ihr diese Aufgabe neue Stärke.

Offas Erscheinen zog Aufmerksamkeit auf sich. Er spürte unzählige Blicke auf sich, Getuschel brandete auf. Fragten die Menschen sich, was aus ihnen werden sollte, wenn der Aldermann starb und ein siebzehnjähriger Jüngling die Führung übernahm? Würde der König ihm sein Erbe überhaupt verleihen? Oder es einem Erfahreneren, Fähigeren anvertrauen? Offa hatte einen mächtigen Onkel, und auch Vettern, die bereits verdiente Kriegsherren waren. Sie alle waren besser geeignet, um Averdun wieder auf die Beine zu bringen.

Die Luft draußen vor der Halle war immer noch rauchgeschwängert und stank verbrannt, die aufziehende Dunkelheit vertiefte diesen Eindruck noch. Offa sah kleine Menschengruppen, die sich in den Armen lagen und weinten, andere, die immer noch Trümmer fortschafften. Auch erste Gräber wurden bereits ausgehoben. Der Pfarrer war den ganzen Abend umhergezogen, um die Toten zu segnen und mit den Familien zu beten.

Offa hielt auf den Pferdestall zu, der eher eine überdachte Umzäunung war, in denen sich die Tiere frei bewegten. Und an diesen Zaun gebunden saß der Waliser, gerade noch unter dem Dachvorsprung, um im Falle von Regen trocken zu bleiben. Der rote Leofric saß dem Waliser gegenüber auf einem

Schemel, an die Wand der Waffen- und Lederkammer gelehnt. Von dort aus beobachtete er den Feind, an einem Heuhalm kauend. Bei Offas Näherkommen richtete er sich auf, die Hand am Knauf seines Schwertes, als wollte er zeigen, dass er gut ausgerüstet war. Als Teil von Thingfriths Herdwache hatte er bestimmt schon lange nichts mehr zu tun gehabt. Thingfrith war niemand, der gerne kämpfte, und seine Krieger waren eher Bauern geworden.

»Mein Herr.«

Leofric neigte respektvoll den Oberkörper, was Offa nicht behagte. Der hünenhafte Krieger mit den leuchtend roten Haaren war mit seinen ungefähr dreißig Jahren der Ältere von ihnen beiden und verdiente Respekt. Aber Offa sah ein, dass er sich wohl daran gewöhnen musste, dass er derjenige war, dem die Menschen Respekt zollten. Nichts war mehr so, wie es einst gewesen war.

»Es tut gut, dich wiederzusehen, Leofric.«

Der Krieger lächelte freudig, was zwei Zahnlücken offenbarte.

»Und Euch, mein Herr. Ihr wurdet schmerzlichst vermisst.« Leofrics Miene verfinsterte sich schlagartig, und sein Blick flackerte in Richtung Halle.

Offa verstand, was die Worte bedeuteten. Unter Thingfrith hatte Averdun die Führung vermisst, die es so dringend brauchte. Leofric war nur einer mehr, der sich auf Offa verließ und den er nicht enttäuschen durfte.

»Ich dachte, ihr würdet den Waliser zu den anderen Knechten bringen. Dort ist jetzt sein Platz. Als Leibeigener.«

Leofric warf dem Gefangenen einen Blick zu und zuckte mit den Schultern. »Ich hielt es für besser, ihn für die erste Zeit hier aufzubewahren. Zu seiner eigenen Sicherheit.«

Offa nickte. Damit hatte Leofric wohl weise gehandelt. Es gab hier bestimmt viele, die den Waliser tot sehen wollten.

»Ich danke dir. Geh doch in die Halle und hol dir etwas Warmes zu essen. Ich bleibe hier.«

Leofric zögerte kurz, doch dann neigte er das Haupt, warf dem Waliser noch einen warnenden Blick zu und ging schließlich davon. Offa wartete, bis er außer Hörweite war, dann ließ er sich auf Leofrics verlassenen Platz an der Hauswand nieder.

»Warum seid ihr gekommen?«, stellte er unumwunden die in ihm schwelende Frage.

Gwil sah ihn regungslos an, seine dunklen Augen leuchteten in dem schmalen Gesicht, das im fahlen Licht der fernen Fackeln blass wirkte.

»Ja, ich weiß, ihr Waliser hasst uns, seht unser Land als eures an, was es auch einmal war. Aber ihr habt dieses Land schon vor Hunderten von Jahren verloren, es ist jetzt unseres. Wir wurden hier geboren, genauso wie unsere Väter und Großväter und unzählige Generationen davor. Es ist auch unsere Heimat. Und die Frauen und Kinder, die ihr heute abgeschlachtet habt, haben euch euer Land nicht weggenommen.«

Keine Reaktion. Offa zwang sich, ruhig weiterzusprechen. »Sag mir, warum ihr gekommen seid. Die walisische Grenze liegt Tage von hier entfernt. Selbst wenn ihr schnell und mit leichtem Gepäck unterwegs wart, ist die Entfernung doch zu groß für einen gewöhnlichen Raubzug. Woher kommt ihr überhaupt? Wer hat euch geschickt? Welchem Fürsten dienst du?«

Er versuchte in den dunklen Augen zu lesen, aber sie waren nur leere Schatten. Keine Angst stand darin, kein Zorn, keine Neugierde darauf, was sein neuer Herr von ihm wollte. Gwil sah ihn nur ungerührt an.

Offa seufzte. »Wie, dachtet ihr, bringt ihr euer Diebesgut über eine derart weite Strecke zurück in walisisches Land?«

Er erhob sich und ging auf Gwil zu, der den Kopf in den

Nacken legte, um ihm weiterhin stoisch in die Augen zu sehen, aber vermutlich kein einziges Wort verstand.

»Weißt du überhaupt, wo du hier gelandet bist? Du befindest dich im Reich der Hwicce. Zwischen deinem Land und meinem liegt noch ein ganz anderes Reich, das du durchquert hast, nur um hierherzugelangen. Ein angelsächsisches Reich! Ein Reich, das du auf dem Rückweg mit deiner Beute hättest überwinden müssen. Dies kann kein Zufallsschlag gewesen sein.« Er ging vor Gwil in die Hocke und sah ihm in die gefühllos wirkenden Augen. »Wie habt ihr es überhaupt bis zu uns geschafft? Wie kann es sein, dass euch niemand aufgehalten oder uns gewarnt hat?«

Der Waliser zeigte weiterhin keine Regung. Offa kämpfte gegen den Drang, die Antworten aus ihm herauszuprügeln.

»Wieso trägst du derart gutes Tuch?« Er zupfte an Gwils Hosenbein und der Tunika. Beides war aus bestem Leinen, aufwendig gefärbt und sorgfältig vernäht. Es war schlicht, aber von hervorragender Qualität. »Warum hattest du ein Schwert? Ich nehme nicht an, dass in Wales jeder dahergelaufene Bauer ein Schwert besitzt. Wer bist du?«

Immer noch Schweigen.

Offa richtete sich abrupt auf und entfernte sich ein paar Schritte, ehe er noch die Beherrschung verlor. »Du musst doch irgendetwas von dem verstehen, was ich sage. Die Magonsæten – haben sie euch freies Geleit durch ihr Reich zugesagt? Haben sie euch gar beauftragt, uns anzugreifen?«

Gwil öffnete den Mund, und Offa hielt den Atem an, gespannt auf jedes einzelne Wort, das der Waliser ihm sagen werde. Aber nichts kam dem jungen Mann über die Lippen. Stattdessen senkte er zum ersten Mal den Blick. Er starrte auf die Seile hinab, die ihn an den Knöcheln fesselten.

Offa unterdrückte einen zornigen Schrei. Er musste wissen, was heute geschehen war, und warum. Wie sonst sollte er die

Menschen Averduns in Zukunft schützen? Hatte er gar Feinde vor der eigenen Haustür? Steckten die Magonsæten etwa mit den Walisern unter einer Decke? Ausgerechnet sie hatten unter den Walisern als direkt an der Grenze liegendes Reich doch am meisten gelitten! Nie würden sie sich mit dem Feind verbünden, gegen Brüder, gegen Angelsachsen. Sie alle waren Mercia, sie waren eins!

»Sag mir alles, und ich lasse dich gehen«, hörte er sich selbst sprechen.

Aber Gwil rührte sich nicht. Darüber, dass der Waliser nichts verstand, sollte Offa wohl erleichtert sein. Seine Verzweiflung war nichts, was er dem Feind offenbaren durfte. Aber wie sonst sollte er herausfinden, wo sich der wahre Feind verbarg? Die Magonsæten waren, ebenso wie Offas Volk der Hwicce und viele andere kleine Reiche, von Mercia einverleibt worden. Ein Schicksal, das die Hwicce nicht besonders bekümmert hatte, denn sie waren durch Familienbande mit dem mächtigen König Mercias verbunden. Aber die Magonsæten mochten damit weniger zufrieden sein. Womöglich begannen sie eine Rebellion, um ihre Unabhängigkeit zurückzuerlangen, und Averdun war nur der Anfang, die Waliser nur ein Werkzeug?

»Ich schicke einen von den walisischen Leibeigenen zu dir«, sagte er resigniert und erkannte bereits Leofric, der von der Halle zurück auf ihn zukam, zwei Schalen Brühe in der Hand. »Er wird für dich übersetzen. Du wirst ihm alles erzählen, was du weißt, ansonsten ...« Offa brach ab, schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

Es war nutzlos. Der Waliser verstand kein Wort, jegliche Drohung lief ins Leere. Ihm blieb nur zu hoffen, dass ein Landsmann etwas aus ihm herausbekam. Denn wenn Gwil weiterhin schwieg, gab es tatsächlich keinen Grund, ihn am Leben zu lassen.

KAPITEL 2



Offa schlug mit aller Kraft zu, immer und immer wieder. Der Hammer in seiner Hand fühlte sich gut und mächtig an. Der Nagel war längst im Holz, aber Offa hämmerte weiter, bis Leofric an seiner Seite sich räusperte und ihm mit besorgtem Ausdruck einen neuen Nagel reichte.

»Der Dachstuhl ist fast fertig«, sagte der Krieger bewundernd und ließ sich mit einem Stöhnen auf einem der Holzpfeiler neben ihm nieder. »Man könnte glauben, Ihr habt vor, die ganze Siedlung allein wiederaufzubauen, so wie Ihr schuftet.« Er wies auf Offas Hände hinab, an denen eingetrocknetes Blut klebte.

Offa hämmerte weiter. »Cerdic lebt schon Tage ohne ein Dach über dem Kopf, genauso wie viele andere. Ich habe zwei gesunde Hände, also ...« Er schlug noch fester zu und genoss den Schmerz, der durch seinen ganzen Arm bebte.

»Ich fürchte, Cerdic hat im Moment ohnehin größere Sorgen als sein Dach. Gestern haben sie seine Familie beerdigt.«

Das wusste Offa. Er war nicht hingegangen, zu beschämt darüber, dass er und seine Familie dieses Unglück nicht verhindern hatten. Lieber machte er sich nützlich. Es war ohnehin ein teures Unterfangen, Averdun wiederaufzubauen. Offa hörte sogar aus der Entfernung die Arbeiten im Wald, wo Holz geschlagen wurde.

Noch wusste er nicht, wie er all das bezahlen und woher er

die Mittel nehmen sollte. Viele Bewohner Averduns würden zu Mariä Lichtmess gewiss nicht in der Lage sein, ihre Abgaben zu entrichten. Sie hatten zu viel verloren. Aber diese Anteile waren dringend notwendig, um seinerseits die geschuldeten Abgaben dem König der Hwicce zuzuführen.

Vielleicht konnte Offa mit seinem Onkel sprechen? Der König der Hwicce war Marcellinas Bruder. Offa kannte ihn kaum, aber vielleicht konnte seine Mutter vermitteln. Allerdings musste sein Onkel ebenfalls Abgaben an den König Mercias leisten, der über ihnen allen stand. Er war das Glied, das alles zusammenhielt, zu dem alles floss. Aber diesen König aufzusuchen war ein Ding der Unmöglichkeit. Da spielte es auch keine Rolle, dass er ein Vetter von Offas verstorbenem Großvater war. Zum König Mercias konnte man nicht einfach so hinspazieren. Nein, Offa musste eine andere Lösung finden.

»Ist das nicht der Junge, den du zu dem Gefangenen geschickt hast?«

Offa blickte auf. Von seinem erhöhten Standpunkt auf dem Dach aus erblickte er einen der Leibeigenen in einem groben Wollhemd, der aus der Richtung der großen Halle kam. Der Junge schaute zu ihm herauf und schüttelte schließlich den Kopf.

Offa biss die Zähne zusammen. Gwil weigerte sich also immer noch zu sprechen. Mit allem hatte er es bereits versucht: mit Versprechungen von Freiheit und Reichtum ebenso wie mit Drohungen von unerträglichem Schmerz und Tod. Nichts nützte.

»Der Waliser ist es nicht wert, dass Ihr Euch seinetwegen den Kopf zerbrecht«, sagte Leofric, denn der Krieger verstand nicht, wie wichtig diese Antworten waren.

»Je länger er schweigt, desto mehr glaube ich, dass er etwas zu sagen hat.« Offa wollte seinen Hammer wieder aufnehmen, als eine sanfte weibliche Stimme unter ihm erklang.

»Mein Herr.«

Er blickte vom Dach aus in den umzäunten Garten hinunter, in dem Hilda mit einem Krug in der Hand stand und zu ihm hinauf in die Sonne blinzelte. Das Mädchen aus seiner Vergangenheit, das gar kein Mädchen mehr, sondern eine schöne Frau geworden war.

»Dich schickt der Himmell!«, rief Leofric und sprang mit einem Satz vom Dach.

Offa sah auf seinen Hammer hinab, er wollte nicht aufhören zu arbeiten. Aber er sah ein, dass er nicht ewig in der prallen Sonne auf den Dächern stehen und hämmern konnte. Also kletterte er ebenfalls hinunter, wischte sich den Schweiß von der Stirn und band sich das schulterlange weizenfarbene Haar im Nacken neu. Dann zog er sich auch noch das Hemd über, das er über den Zaun gehängt hatte, um nicht mit nacktem Oberkörper dazustehen.

»Ich danke dir, Hilda.«

Er nahm den Krug entgegen und trank einen tiefen Schluck vom Ale. Dann reichte er ihn weiter an Leofric.

»Wie geht es deiner Familie?«, fragte er Hilda schließlich, die den Blick schüchtern zu Boden gerichtet hatte.

Das helle Haar trug sie in dichten Zöpfen, die auch ihre Ohren bedeckten, ihre sommersprossigen Wangen leuchteten rot. Vielleicht war es ihr unangenehm, ihm nach all der Zeit gegenüberzustehen. Bei seinem letzten Besuch in Averdun hatten sie sich in der Heunische innig geküsst. Aber das war lange her. Heute war sie vermutlich längst verheiratet. Sie war ein Jahr älter als er, musste jetzt also achtzehn sein. Womöglich hatte sie schon Kinder.

»Ich habe Godric in den letzten Tagen gar nicht gesehen.«

»Vater greift unseren Nachbarn unter die Arme«, erklärte Hilda und wagte es immer noch nicht aufzusehen. »Das Feuer hat große Schäden angerichtet.«

»Auch in deinem Zuhause?«

Sie schüttelte den Kopf. »Kein Feuer.«

»Lebst du denn noch bei deinen Eltern?«

Leofric an seiner Seite kicherte leise, neigte sich zu ihm und flüsterte: »Sie ist noch nicht verheiratet, keine Sorge.«

Nun blickte Hilda auf, und das Rot auf ihren Wangen verstärkte sich. Wäre Leofric nicht einen halben Kopf größer und doppelt so breit wie er, hätte Offa ihn wohl jetzt geschlagen. Doch der Krieger war immer noch eine Respektsperson für ihn – auch das hielt ihn davon ab. An seine Stellung in Averdun konnte Offa sich immer noch nicht gewöhnen. Er war es gewohnt, in Heardberhts Truppe als junger Bursche und aufstrebender Krieger, der noch vieles zu lernen hatte, Gegenstand von gutmütigem Spott zu sein und nichts zu sagen zu haben.

»Kann ich noch etwas für Euch tun, Herr?«, fragte Hilda.

Offa konnte Leofrics breites Grinsen aus den Augenwinkeln erkennen.

»Nein«, sagte er und musterte Hilda erneut. Es war ihm unverständlich, dass sie noch nicht verheiratet war. Sie war schön und von sanftem Wesen. Wie kam es, dass ihre Eltern nicht längst jemanden für sie gefunden hatten?

Hilda sah enttäuscht aus, und Offa wies hinauf zum Dach, um ihr zu erklären, dass er weiterarbeiten musste. Aber da fiel sein Blick an ihr vorbei zu dem breiten Weg, der das Zentrum der Siedlung durchzog. Aus der Richtung, in der die Halle lag, kam seine Mutter auf ihn zu. Ihr folgten so viele Menschen, dass Offa das Gefühl hatte, das ganze Dorf hatte sich ihr angeschlossen.

Marcellina trug etwas auf den ausgestreckten Händen. Ein Schwert.

Offas Blut erkaltete.

Gemessenen Schrittes kam sie auf ihn zu. Hilda und Leofric

traten einen Schritt zurück, und alle anderen bildeten einen Kreis um ihn und seine Mutter, die schließlich die Klinge aus der Scheide zog. Das scharrende Geräusch, mit dem sie aus dem brüchigen Leder fuhr, jagte Offa einen Schauer den Rücken hinab.

Plötzlich war es um ihn herum totenstill, selbst die Arbeiten schienen eingestellt. Er spürte die Blicke aller auf sich, konnte den Blick aber nicht von seiner Mutter abwenden.

Marcellina legte das doppelschneidige Schwert wieder auf ihre ausgestreckten Hände und hielt es ihm entgegen. Offa konnte es nur anstarren – das fast drei Fuß lange Meisterwerk eines längst verstorbenen Schmieds.

»Es gehört dir«, sagte seine Mutter wie aus weiter Ferne.

Offa blickte an ihr vorbei in Richtung Halle, als könnte er seinen Vater auf ihn zutorkeln und vor Wut die Faust recken sehen. Thingfrith sollte rufen, dass es sein Schwert war und er sich noch lange nicht dazu bereit erklärte, es aufzugeben. Aber niemand kam. Da waren nur die vielen Menschen Averduns, die auf seine Reaktion warteten.

»Thingfrith ist tot«, sprach seine Mutter.

Die Worte – obwohl er sie schon geahnt hatte – brannten mit einer Endgültigkeit durch ihn hindurch, die ihm den Schweiß in den Nacken trieb.

»Geh zum König, schwör ihm Treue als Aldermann, ehe ein anderer es tut, und er wird dich als Nachfolger deines Vaters anerkennen. Da bin ich mir sicher. Ich weiß, du wirst uns nicht enttäuschen. Mach mich stolz, mein Sohn.«

Sie hob das Schwert ein wenig an, streckte es ihm auffordernd entgegen, und obwohl Offa es am liebsten weggeschlagen hätte, streckte er seine Hand danach aus. Sein Körper handelte wie von selbst, seine Finger schlossen sich um den Drachenschwanz, und ein Zittern fuhr durch seinen Körper.

Jetzt lag es an ihm, all das zu tun, was er von seinem Vater verlangt hatte.



Offa starrte auf das geschwungene Muster des Schwertes, drehte die Klinge hin und her und beobachtete, wie das Licht des vollen Monds darübertanzte. Trotz der mangelnden Pflege durch seinen Vater und trotz der vereinzelt Rostspuren war das Schwert immer noch wunderschön. Es war aufwendig aus mehreren Stücken Eisen hergestellt worden, die ineinander verwoben worden waren – ein sehr teures Verfahren, das heute außer bei Messern nicht mehr oft angewendet wurde. Den Griff bildete der Schwanz eines silbernen Drachen, dessen goldener Kopf mit weit aufgerissenem Maul den Knauf formte. Ein Rubin diente als rotes Auge, das zweite fehlte bereits.

Offa ließ den Wetzstein über die Schneide fahren und überprüfte mit dem Finger das Ergebnis. Es war immer noch nicht genug. Wer wusste schon, ob das Schwert überhaupt zu retten war?

Mit einem Seufzen griff er nach dem Lederschlauch, der im Gras neben ihm lag, und nahm einen großen Schluck Ale. Dabei spürte er gar nicht mehr das Erwärmen seines Körpers und die friedvolle Leichtigkeit. Das Gefühl hatte er nur bei den ersten Bechern gehabt, drüben in Leofrics Haus, wo die Bewohner Averduns seinen Vater verabschiedet und Offa gefeiert hatten. Vielleicht hätte er alle in die Halle einladen sollen. Aber er wollte ihr fernbleiben, ebenso wie seiner Mutter.

»*Mach mich stolz, mein Sohn.*« Die Worte nagten an ihm.

Er nahm einen weiteren Schluck. Dabei fiel sein Blick auf das Seidenband an seinem Handgelenk. Sofort wurde ihm das Herz schwer, seine Brust verengte sich, als zögen sich seine

Rippen zusammen. Eadburh ... Er konnte immer noch nicht glauben, dass sie weg war. Die letzten Tage war es ihm dank harter Arbeit gelungen, den Gedanken an sie wegzuschieben, aber jetzt, allein mit einem Schlauch Ale am Flussufer, verfolgte ihn ihr Gesicht. Seine kleine Schwester war ertrunken. Hatte sie gelitten? Hatte sie gekämpft? Hatte sie um Hilfe gerufen? War sein Name über ihre Lippen gekommen?

Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Vielleicht sollte er nicht so viel trinken, wenn er Thingfriths Ende bedachte. Aber Leofric und die anderen hatten ihm immer wieder den Becher gefüllt, und Offa war zu aufgewühlt gewesen, um darauf zu achten, wie viele er geleert hatte. Im Moment war ihm das alles egal. Er wollte nur einen einzigen Abend lang entkommen, fliehen vor den Gedanken an eine Vergangenheit, die ihm wie ein Traum erschien, und eine Zukunft, die ihm aufgezungen wurde.

Sein Blick fiel über den Fluss, der friedlich dalag, und nur hin und wieder vernahm er das Plätschern eines Fisches oder Nachtvogels. Der Avon war an dieser Stelle nicht besonders breit, Offa konnte sogar jetzt in der Dunkelheit mit Leichtigkeit das von Schilf gesäumte andere Ufer ausmachen. Die schattenhaften Silhouetten der Bäume streckten sich in die Nacht und hoben sich schwarz vom silbrigen Mondlicht ab. Aus der Ferne hörte er Flötenklänge und die singende Stimme eines Mannes. Bestimmt war es Godwin, der seinen kleinen Hof an den Hängen des Averdun-Hügels hatte und ein begnadeter Geschichtenerzähler war. Offa erinnerte sich noch gut daran, mit Eadburh am Herdfeuer gesessen und ihm gelauscht zu haben. Das war damals Zuhause gewesen. Heute bedeutete ihm diese Stimme nichts mehr.

Ein Rascheln zu seiner Seite riss ihn aus den Gedanken. Er hielt mit dem Wetzstein in der Hand inne und schloss die andere um den Griff des Schwertes. Den Kopf zur Seite geneigt

lauschte er, hielt den Atem an. Womöglich waren die Waliser zurückgekommen? Oder war es Gwil, der die Feierlichkeiten nutzte, um zu entkommen und den neuen Herrn Averduns auf diesem Weg zu beseitigen?

So unauffällig wie möglich winkelte Offa die Beine an, drückte die Füße gegen den Boden und machte sich bereit. Ein Ast knackte hinter ihm. Er sprang hoch, schwang das Schwert, holte aus, ließ die Klinge nach vorne schnellen ... Ein hoher Schrei erscholl.

Offa erstarrte, die angehaltene Luft entwich ihm. Er blickte in das fahle Gesicht Hildas, deren jungfräulich offenes Haar wie ein golden schimmernder See über ihre Schultern floss.

Langsam sah sie an sich hinab und auf die Klinge, die gegen ihre Brust drückte. Offa ließ sie sofort sinken. Gott sei Dank war sie nicht besonders scharf, sonst hätte er Hilda verletzt.

»Wen habt Ihr erwartet?«, keuchte sie und fasste sich ans Herz.

Offa sah sie noch einen Augenblick lang an, als wäre sie eine Erscheinung aus dem Wald, so wenig passte ihr Anblick in diese düstere Nacht. Dann wandte er sich ab und ließ sich wieder nieder. Er nahm den Wetzstein auf und fuhr mit seiner Arbeit fort.

»Es ist töricht, sich im Dunkeln an einen Bewaffneten heranzuschleichen.« Sein Blick fiel auf den Aleschlauch. Erst jetzt bemerkte er, dass seine Hände zitterten. »Du könntest jetzt tot sein.«

Hilda schwieg. Er spürte ihren Blick wie Nadelstiche im Nacken.

Schließlich hörte er, wie ihre Füße durchs feuchte Gras näher kamen.

Er seufzte. »Du solltest nicht hier sein.«

Er legte den Stein ab und sah zu ihr hinauf. Sie stand an

seiner Seite, ihr von Sommersprossen übersätes Gesicht war vom Mondlicht beleuchtet, immer noch ein wenig blass.

Hilda schwieg. Sie breitete das dicke Tuch, das sie um die Schultern trug, auf dem Boden aus und ließ sich an seiner Seite darauf nieder.

»Ich hätte nicht gedacht, dich jemals wiederzusehen, Offa«, flüsterte sie. Die formlose Anrede weckte ungewohnte Wärme in ihm. »Du warst so lange fort.«

»Es waren nur zwei Jahre seit meinem letzten Besuch«, erwiderte er, fast schon wehmutsvoll. Damals war noch alles in Ordnung gewesen. Wäre er doch nur geblieben, dann wäre Eadburh vielleicht noch am Leben. Stattdessen hatte er seinen Traum, ein Krieger zu werden, verfolgt.

Der Schmerz schnitt ihm durch die Brust, und er presste fest die Augen zu, als könne er so die Bilder von Eadburh im Fluss, wie sie strampelte und nach Atem rang, verbannen.

Eine Berührung am Oberarm riss ihn zurück. Er biss die Zähne zusammen.

»Du solltest jetzt gehen, Hilda.« Er sagte die Worte, auch wenn er sie nicht so meinte.

In Wirklichkeit wollte er, dass sie blieb. In seinem benebelten Zustand konnte er sich nichts Besseres vorstellen, als mit Hilda für kurze Zeit alles zu vergessen. Und sie dachte an dasselbe, sonst wäre sie nicht zu ihm gekommen. Schon damals war sie ihm ständig hinterhergelaufen.

Aber sie war keines der schamlosen Mädchen, die eine Bande Krieger an den Häfen verführten und für wenige Münzen ihre Tugend vergaben. Sie wollte mehr. Sie verdiente auch mehr. Sie war die Tochter eines freien Bauern, die darauf hoffen konnte, einmal einen guten Ehemann zu finden und eine eigene Familie zu gründen. Er durfte sie nicht entehren.

»Ich will bei dir bleiben.« Ihre Hand strich über seinen Arm und weiter hinauf zu seinem Hals.

Er kämpfte gegen die Sehnsucht, sie nah bei sich zu spüren, sich in ihrer Wärme zu verlieren. »Von mir hast du nichts zu erwarten«, brachte er rau hervor.

Aber Hilda lachte nur. »Du bist Offa. Du stammst vom ersten König der Angeln ab, der übers Meer kam und dieses Land für unser Volk eroberte. Dein Vorfahre war Mercias erster König. Du könntest mir vieles bieten, Offa.« Sie nahm seine Hand in ihre und führte sie zu ihrem Unterleib. »Ein Kind.«

Offa zuckte weg, als wären ihre Worte ein Feuer, an dem er sich verbrannte. Er sah sie an, und sie blickte unverwandt zurück. Diese unschuldigen Augen passten nicht zu den Worten, die ihren Mund verließen.

Sie schien ihm den Schrecken vom Gesicht abzulesen, denn sie lächelte.

»Ich weiß, dass du mich nie zu deiner Frau nehmen wirst. Du bist der Sohn des Aldermanns ...« Sie hielt inne, schüttelte den Kopf und lachte schließlich leise. »Nein, du bist bald selbst Aldermann. Und du wirst die Tochter eines Ebenbürtigen heiraten, ja, vielleicht sogar die Tochter eines Königs. Ich weiß das. Nur wird es keine Heirat aus Liebe sein. Deshalb brauchst du jemanden, der nur für *dich* da ist, ohne all die politischen Verstrickungen. Ein Mensch ... eine Frau ... bei der du dich fallen lassen kannst. Und wenn du mir versprichst, dich immer um mich zu kümmern, genauso um die Kinder, die wir bekommen mögen, kann ich diese Frau für dich sein. Deine Zuflucht.« Sie streckte die andere Hand aus und legte sie zielgerichtet in seinen Schritt.

Offa gab beinahe ein Stöhnen von sich. Er hatte für gewöhnlich keine Schwierigkeiten, was seine Selbstkontrolle betraf, aber nach so viel Ale spürte er sich schwach werden.

»Vergiss alles«, flüsterte sie und lehnte sich zu ihm vor.

Offa wandte sich ihr zu. Er wollte ihr noch einmal sagen, dass sie gehen sollte ... aber stattdessen fanden seine Lippen

ihre. Er zog sie an sich und küsste sie mit kaum noch vorhandener Beherrschung. Hilda schlang augenblicklich ihre Arme um seinen Hals, ließ sich zurück auf den Boden sinken und zog ihn mit sich. Ihr weicher Körper lag unter seinem, der Rausch der Nähe und des Ales ließen alles um ihn herum verschwimmen. Seine Hand fand ihre volle Brust, die andere grub sich in die Erde. Er krallte sich daran fest, um nicht augenblicklich ihre Röcke hochzuschieben und sie zu nehmen, wonach sein ganzer Körper schrie.

Hilda legte ihre Beine um seine Hüften, leises Stöhnen drang aus ihrem Mund in seinen. »Lass los«, flüsterte sie und löste sich nur so weit von ihm, um mit den Lippen seinen Hals zu liebkosen. »Halt dich nicht länger zurück.«

Ein Keuchen entkam ihm. »Dein Vater würde mich viertei- len, wüsste er von unserem Gespräch.«

Hilda kicherte und ließ ihre Hand durch sein Haar strei- chen, das sich aus dem Band im Nacken gelöst hatte. »Aber er war es doch, der mich zu dir schickte.«

Offa hielt inne. Schlagartig war er nüchtern, und sein er- hitztes Blut gefror zu Eis. Er stützte sich auf die Hände und sah auf Hilda hinab, auf ihr im fahlen Mondlicht blasses Gesicht. »Dein Vater weiß hiervon?«

»Er weiß, wie gern wir uns damals hatten, aber er ist auch weise genug zu verstehen, dass du mich niemals heiraten wirst. Aber wenn du ... wenn du mich in dein Herz lässt, wirst du dich doch immer um uns kümmern, oder? Um mich und meine Familie? Der Hof ... Wir haben heute viel verloren, und ...«

Offa wollte nichts mehr hören. Er sprang auf die Füße und sah auf das Mädchen hinunter, als hätte er eine Fremde vor sich. Fürwahr, hier war nichts mehr so, wie es einst gewesen war.

»Geh jetzt«, knurrte er und hob sein Schwert von der Wiese

auf. Nicht, um ihr zu drohen, sondern weil er vorhatte, selbst zu verschwinden, wenn sie nicht sofort ging.

Hilda sah ihn wie vor den Kopf gestoßen an. Langsam rappelte sie sich auf und brachte etwas Abstand zwischen sie beide. »Ich verstehe nicht ...«

Er selbst verstand sich auch nicht. Aber wie sollte er auch denken, wenn er geschätzt den halben Vorratskeller des Klosters leergetrunken hatte. Ihm gefiel nicht, dass es in seinem Dorf einen Mann gab, der glaubte, ihn lenken zu können. Was für ein Vater war das, der seiner eigenen Tochter den Weg zu einem glücklichen Familienleben für immer verwehren wollte, nur um sich selbst zu bereichern?

»Ich brauche niemanden«, sagte er heiser und sah ihr in die Augen.

Aber anstatt Widerstand oder zumindest Einsicht schlug ihm von Hilda Mitleid entgegen. Ein Gesichtsausdruck, der ihn fassungslos machte. Wie konnte sie sich erlauben, ihn zu bemitleiden?

»Doch, das tust du, Offa. Du brauchst jemanden. Lass deinen Stolz nicht in den Weg deines Glücks geraten.«

Aber Offa hörte ihre Worte kaum. Er sah nur ihren Vater Godric vor sich, und wie er gegen ihn konspirierte. Vielleicht glaubte Godric ja, jetzt, da der Aldermann tot war und ihm ein Jüngling folgte, selbst an die Macht kommen zu können.

»Du hast ihn gehört, Mädchen«, erklang unvermittelt eine vertraute Stimme aus dem Dickicht.

Offa konnte sich nur schwer ein Seufzen verkneifen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt.

Hilda hingegen schien eher verängstigt von dem Krieger, der ins Mondlicht trat und nur als graue Gestalt zu erkennen war. Sie warf Offa noch einen letzten Blick zu, dann raffte sie ihre Rösche und huschte davon.

»Du hast klug entschieden, Offa.«

Ein verächtlicher Laut drang aus Offas Kehle. »Wie lange steht Ihr schon da und beobachtet mich?«

Heardberht hob entwaffnend die Hände. »Ich habe dich gesucht und dich dann mit dem Mädchen gesehen. Ich wollte gerade umdrehen und gehen, aber dann bist du plötzlich aufgesprungen, und ich habe gehört, was sie vorhatte. Du hast einen kühlen Kopf bewiesen. Und das, obwohl ...« Er deutete vage zum Aleschlauch hinab. »Es scheint, dass meine endlosen Predigten wohl doch gefruchtet haben.«

Offa schüttelte den Kopf. Er wollte nicht länger über Hilda reden, und jetzt wurde er schlagartig müde. »Morgen früh reiten wir also zum König?«, fragte er und versuchte dabei nicht allzu bang zu klingen.

Heardberht nickte ernst. »Du musst ihm Treue schwören.«

»Wird er mich denn empfangen?«

»Wir werden sehen.« Heardberht klopfte ihm auf die Schulter und führte ihn mit sich, zurück durch den kleinen Waldabschnitt zur Siedlung. »Mein Bruder war kein Freund deines Vaters, er hielt ihn für schwach und nutzlos. Umso größere Stücke hielt er auf seinen Vetter, deinen Großvater. Er wird jemanden in Averdun sehen wollen, dem er vertrauen kann und der verhindert, dass dein Onkel, der König der Hwicce, zu große Macht erlangt und die Unabhängigkeit anstrebt. Dein Alter wird ihn abschrecken, dessen sei versichert – aber im Grunde liegt alles, was morgen geschieht, in deiner Hand.«

»Das habe ich befürchtet.« Offa hatte König Æthelbald nur einmal vor ein paar Jahren in einer gewaltigen Schlacht gegen die Waliser gesehen. Und das nur aus der Ferne. Seine Erinnerung zeigte einen Mann der Stärke und Kraft, einen Mann, der in den Jahrzehnten seiner Regierung Mercia zum

mächtigsten Königreich aller Angelsachsen gemacht hatte. Was würde ein solcher König sehen, wenn er Offa betrachtete?



Noch nie in ihrem Leben hatte sich Hilda derart gedemütigt gefühlt. Sie war sich sicher gewesen, Offa für sich gewinnen zu können. Aber nun war sie allein.

Wie sollte sie ihren Eltern unter die Augen treten, ihrem Vater, der von ihr erwartete, die Familie zu retten? Wie sollte sie ihm offenbaren, dass sie versagt hatte? Er zählte auf sie, er hatte seine Milchkuh und den Ochsen für den Pflug verloren. Fast ihr ganzer Besitz. Sie hatten nur noch ein halbes Dutzend Schafe, das zusammen mit denen der Nachbarn auf den Hügelhängen weidete. Aber ein Schaf war kaum etwas wert, nur den fünften Teil einer guten Kuh. Rinder waren es, die Wohlstand brachten, und ihr Vater war stets stolz darauf gewesen, nicht nur Schafe zu besitzen, wie viele der ärmeren Bauern.

Das Dorf lag dunkel da, immer noch stank es nach Rauch und den verkohlten Überresten von Holz, Stroh und Lehm. Aus der Ferne erklang Musik. Leofric der Rote hatte viele Dorfbewohner zu sich eingeladen, um Offas Rückkehr zu feiern und Thingfriths Tod zu betrauern. Die Männer dort drüben tranken und lachten, als hätte es den Angriff vor vier Tagen gar nicht gegeben, als wären die Waliser nicht gekommen und hätten ihnen nicht beinahe ihre Lebensgrundlagen geraubt. Wäre der Aldermann Heardberht mit seinen Männern nicht wie ein Racheengel ins Dorf gestoßen, dann hätten sie noch viel mehr verloren. Aber vielleicht tranken sie auch gerade deshalb. Um zu vergessen. Hildas Vater war auch sehr gut darin.

Hilda ging über den Streifen abgeerntetes Feld ihrer Familie

und starrte auf den schwarzen Schemen ihres Zuhauses. Sie versuchte, sich die richtigen Worte zu überlegen. Vielleicht sollte sie ihrem Vater sagen, dass sie Offa nicht gefunden hatte. Aber das wäre eine Lüge. Und den eigenen Vater anzulügen war eine große Sünde. Nein, sie musste sich stellen.

Mit einem krampfartigen Gefühl im Bauch schob sie die Tür auf und sah sich in der Hütte um. Der vertraute Geruch der Talgkerzen stieg ihr in die Nase und brannte ein wenig. Ihre Mutter saß auf der Decke neben dem Herdfeuer und sortierte Wolle, während ihr Vater sich auf einem Schemel niedergelassen hatte und Tierfallen baute. Dieser Winter würde sehr schwer werden, sie würden nicht allein von ihren Vorräten überleben können. Vielleicht mussten sie die Schafe schlachten oder verkaufen. Dann hatten sie gar nichts mehr.

»Du bist früh zurück.« Godric richtete sich auf. Seinem hageren Gesicht war bereits sein Urteil abzulesen.

Hilda schluckte. »Er hat gerade erst seinen Vater verloren ...«, begann sie, aber Godric hob mit einer harschen Bewegung die Hand und stierte sie an.

»Gerade deshalb sucht er Trost und Ablenkung. Für eine Frau gibt es nichts Leichteres, als einen Mann zu verführen, besonders wenn er so betrunken ist wie Offa. Und nicht einmal das bringst du zustande. Sag mir, für was bist du noch nütze? Warum sollen wir dich über den Winter durchfüttern, wenn du nicht in der Lage bist, deinen Beitrag zu leisten?«

Tränen stiegen Hilda in die Augen. Sie warf einen hilfeschendenden Blick zu ihrer Mutter, aber die konzentrierte sich auf ihre Wolle und sah sie nicht einmal an.

»Ich kann es wieder versuchen, ich ...«

»Er reitet morgen weg, du dumme Göre! Zum König! Glaubst du, dort gibt es keine hübschen Mädchen? Glaubst du, er wird noch einen einzigen Gedanken an dich verschwenden?«

Er kam mit zwei forschen Schritten auf sie zu, und ehe sie reagieren konnte, hob er die Hand – und Hilda spürte nur noch Schmerz am Wangenknochen und fand sich am Boden liegend wieder.

Auch jetzt blieb ihre Mutter still. Vermutlich fürchtete sie, ebenfalls Godrics Zorn auf sich zu ziehen.

»Du bist achtzehn Jahre alt, Hilda, und die willigen Ehemänner rennen uns nicht gerade die Tür ein! Offa war deine letzte Hoffnung.«

»Ja – als Hure«, keuchte Hilda – und bereute die Worte sofort, denn ein Tritt in die Rippen presste ihr die Luft aus der Lunge.

»So wärest du zumindest *etwas*. Jetzt bist du ein Nichts.«

Hilda sagte nichts mehr. Stumm blieb sie im Stroh liegen, die Hände über den Kopf geschlagen. Sie dachte an den jungen Oswiu, der das benachbarte Feld mit seinem Vater hielt und das Handwerk des Schmieds erlernte. So lange hatte sie den Eindruck gehabt, sie würde ihm gefallen. Sie hatte gehofft und darauf gewartet, dass ihre Väter sich trafen und eine Vermählung besprachen, aber dieser Tag war nie gekommen. Stattdessen hatte Oswiu Seaxburh geheiratet, die rehägige Tochter des Müllers mit den mausbraunen Haaren.

»Es tut mir leid«, wimmerte sie und wagte nicht aufzusehen. »Ich mache es wieder gut. Ich kann meinen Beitrag leisten, ich mache es wieder gut.«

Ihr Vater aber schnaubte nur verächtlich und ließ sich wieder auf dem Schemel nieder.

Hilda regte sich nicht mehr. Sie wusste nicht, wie lange sie so dalag und an Offa dachte, und wie er ihr Leben hätte ändern können. Sie wollte wütend auf ihn sein, aber stattdessen empfand sie nur Wehmut. Ihr war es nicht nur darum gegangen, einen Beschützer zu finden, das hätte vielleicht alles leichter gemacht. Nein, sie hatte *ihn* gewollt, sein Lächeln, das

so selten war, aber ihr Herz zum Singen brachte. Sie hatte seinen schlanken Körper spüren wollen und hören, wie er ihren Namen voller Hingabe flüsterte. Er war schon lange Bestandteil all ihrer Träume. Und nun waren sie ausgeräumt.

Sie fand lange nicht den Mut aufzustehen, besonders als ihr Vater anfang, über Offa zu schimpfen, weil er den Waliser verschont hatte. Er hätte ihn töten können, den Kampf hatte er doch gewonnen, sagte er, und dabei konnte er ein wenig Stauen nicht aus seiner Stimme heraushalten. Hilda wollte gar nicht an die schrecklichen Momente denken, in denen sie um Offas Leben gefürchtet hatte. Gleichzeitig flatterte aber ihr Bauch, wenn sie ihn sich erneut vorstellte, wie er sein Schwert geführt hatte, wie sich seine Muskeln spannten und wie er mit seinen tiefblauen Augen den Feind fixierte.

Irgendwann legte Godric sich schlafen, und Hilda ging in die Ecke der Hütte, in der die Kuh und der Ochse durch eine niedrige Bretterwand abgetrennt die Nächte verbracht hatten. Jetzt war alles leer. Die Tiere waren an diesem schönen Herbsttag draußen auf der Wiese gewesen. Die Waliser hatten schon damit begonnen, die Rinder fortzutreiben, ehe Heardberht gekommen war und sie in die Flucht geschlagen hatte. Die Fremden waren nicht mehr dazu gekommen, Feuer in diesem Bereich des Dorfes zu legen, sie waren also vielleicht sogar noch glimpflich davongekommen. Der Gedanke sollte ihr Kraft spenden, aber in dieser Nacht tat sie trotzdem kein Auge zu. Sie überlegte, wie sie Offa doch noch für sich gewinnen konnte. Er durfte nicht wegreiten und sie hier vergessen.

Noch vor Sonnenaufgang stand sie auf, schlich sich nach draußen und beobachtete die große Halle. Alles war ruhig dort. Sie wusste gar nicht, ob Offa in seinem einstigen Heim geschlafen hatte oder in den Armen irgendeiner anderen Frau. Allein der Gedanke entfachte in Hilda ein heißes Feuer der Eifersucht.

Wäre Aldermann Heardberht nur nicht an den Fluss gekommen! Dann wäre es ihr noch gelungen, Offa umzustimmen. Bedeutete sie ihm denn wirklich nichts mehr? War es ihm egal, dass sie für ihn auf eine Ehe und ein christliches Familienleben verzichten würde? Sah er nicht, dass er ihre letzte Hoffnung war, um zu überleben?

Ein leises Rascheln riss sie aus ihren Gedanken. Sie sah hinüber zu der kleinen Holzkirche, vor der gerade der alte Aldfrith vorbeiging. Seine Füße schlurften durch die Sägespäne, die von den Wiederaufbauarbeiten überall herumlagen. Und als spürte er ihren Blick, hob er den Kopf und sah in ihre Richtung.

Hildas Herz machte einen Satz. Sie wusste nicht, warum, aber sie fühlte sich, als hätte er sie bei etwas Verbotenem er tappt. Aber er lächelte und kam auf sie zu. Anders als die meisten hier hielt er nicht nur so viel Land, um eine Familie zu ernähren, sondern gleich drei Hufen. Für zwei davon entrichtete er seine Abgaben an den Aldermann, der wohl bald Offa sein würde. Der Rest unterstand dem Kloster, das Offas Großvater gegründet hatte. Aldfrith war der wohlhabendste der freien Bauern dieser Gegend, er besaß sogar zwei Leibeigene. Dabei war er großzügig und verlieh oft ohne Gegenleistung einen seiner Pflüge an jene, die keinen eigenen hatten, um ihr Land zu bestellen.

Vielleicht konnte *er* ihrer Familie helfen.

»Hilda! Du bist aber schon früh wach.« Er sah sich in alle Richtungen um, wie um sich zu erklären, was sie hier wollte, dann fiel sein Blick zur Halle. »Wartest du auf jemanden?«

»Nein!« Das Wort kam ihr viel zu schnell über die Lippen.

Aldfrith sah sie mit prüfendem Blick an, lange und durchdringend. Ihr wurde immer unwohler. Seine faltige Haut spannte sich um das scharfkantige Gesicht und verlieh ihm etwas von einem Raubvogel. Graue Augen stierten sie an. Ein

Zittern fuhr über ihren Körper. Nun bereute sie es, das Haus verlassen zu haben.

»Ich konnte nicht schlafen«, versuchte sie zu erklären.

Aldfrith nickte bedächtig. Er blickte an ihr vorbei in die Richtung, in der ihr Zuhause lag, auch wenn es von hier aus nicht zu sehen war.

»Der Überfall hängt uns wohl allen noch nach. Viele Familien stehen mit nichts mehr da. Freie Menschen, die Land besitzen und sich glücklich schätzen können, aber jetzt keine Mittel mehr haben, um das Land zu halten. Manchen wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als ihre Kinder in die Leibeigenschaft zu verkaufen, bis es ihnen besser geht.«

Hilda wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie überlegte, wie sie ihn um Hilfe bitten konnte, ohne dass ihr Vater sein Gesicht verlor und sie eine Bettlerin schimpfte. Aufmerksam sah sie Aldfrith an. Sein schütteres graues Kopfhaar und ein umso dichter grauer, langer Bart sollten ihn grotesk aussehen lassen, aber Hilda kannte ihn nicht anders. Sie hatte das Gefühl, er hatte immer schon so ausgesehen. Nur die Falten um seine grauen Augen waren mehr geworden.

»Ich hoffe, du und deine Familie, ihr habt keine großen Verluste erlitten. Die Feuer sind ja nicht bis zu euch vorgedrungen.«

»Sie haben uns die Tiere genommen«, sagte sie und versuchte, die Verzweiflung aus ihrer Stimme herauszuhalten.

Aldfriths Worte echoten durch ihren Kopf. *Leibeigenschaft*. War dies das Schicksal, das auch ihr drohte? Ihre Freiheit zu verlieren, Besitz zu werden, wie die Rinder, die die Waliser gestohlen hatten? Als Erstes würden sie ihr das lange goldene Haar abschneiden, um sie als Unfreie zu kennzeichnen, und dann war jede kleinste Aussicht auf eine Zukunft dahin. In diesem Dorf konnte sich niemand mehr einen Leibeigenen leisten. Ihr Vater würde sie in ein anderes Dorf verkaufen, in

eine fremde Stadt, ja, womöglich mochte er sie auf einem der Menschenmärkte bei den großen Häfen verkaufen. Von dort könnte sie nach Irland oder aufs Festland gebracht werden und würde ihre Heimat nie wiedersehen. Und Offa auch nicht.

Das Schlimmste daran war, dass sie ihrem Vater solch eine Tat zutraute, wenn er keinen anderen Ausweg mehr sah. Eine schlechte Ernte im nächsten Jahr, noch ein kleiner Rückschlag, und er würde sie nicht länger füttern, wie er selbst sagte. Sie musste es verhindern.

»Ich kann arbeiten«, platzte es aus ihr heraus. »Kochen, waschen, das Haus sauber halten, nähen, spinnen ...«

Aldfrith hob lachend die Hand. Es war ein durch und durch freundliches Lachen, trotzdem bekam Hilda dadurch kein besseres Gefühl. Sie wusste, ihr Vorschlag war nicht weit von einem Selbstverkauf in die Leibeigenschaft entfernt, aber wenn sie für Lohn arbeitete, konnte sie zumindest einen Hauch von Freiheit bewahren und irgendwann doch heiraten, eine Familie gründen und ein respektables Leben führen. Vielleicht würde Offa sie dann irgendwann als seiner würdig erachten. Nicht als Ehefrau, aber zumindest als einen Bestandteil seines Lebens, auch wenn er noch so klein war.

»Du willst dir etwas verdienen.« Aldfrith nickte wissend und sah sie durchdringend an, dann hob sich seine Hand an ihre Wange, er berührte genau die schmerzende Stelle, wo ihr Vater sie getroffen hatte. Vielleicht sah man es bereits.

»Es ist kalt hier draußen.« Er wies zum Hügel, an dessen Fuß seine Hütte stand.

Er lebte allein darin. Seine beiden Söhne waren im Kampf gefallen, und seine Tochter hatte einen fahrenden Händler geheiratet und war längst nicht mehr hier. Seine Ehefrau war schon lange tot, und nicht nur einmal hatte Hilda ihren Vater mutmaßen gehört, dass Aldfrith wohl dem Kloster beitreten

würde. Schließlich betonte er oft genug, dass er nicht vorhatte, jemals wieder zu heiraten.

Aber die Art, wie er sie ansah, als er die Hand besitzergreifend auf ihre Schulter legte, bewies ihr, dass er nicht die Absicht hatte, ein Mönch zu werden. Sie mochte eine Jungfer sein, aber sie kannte die Blicke von Männern. Ein Blick, den sie sich in Offas Augen wünschte, wenn er sie ansah.

»Du möchtest deiner Familie helfen, nicht wahr?« Seine Hand strich zu ihrem Hals, seine Fingerspitzen berührten sie kaum, als sie hinter ihr Ohr fuhren und dann in ihren Nacken. Ein eiskalter Schauer fuhr ihr den Rücken hinunter. »Du weißt nur nicht, wie.«

»Ich ... ich kann ...«, versuchte sie ihre Arbeitsabsichten zu wiederholen, aber Aldfrith ließ sie nicht ausreden.

»Du kannst ihnen helfen.« Er trat einen Schritt auf sie zu und wies noch einmal in Richtung seines Hauses. »Komm mit mir, tu, was ich dir sage, und ich werde gut zu dir sein. Ich werde dich anständig belohnen.«

Hildas Kiefer begann zu zittern, so sehr presste sie die Zähne aufeinander. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Es hätte keinen Sinn, Empörung zu spielen oder so zu tun, als wäre sie zu ahnungslos, um zu erkennen, was er von ihr wollte. Genauso wenig aber nützte es vorzugeben, sie müsse über das Angebot nachdenken. Sie wussten beide, dass dies ihr letzter Ausweg war. In der Leibeigenschaft konnte sie sich noch weniger aussuchen, wer sie benutzte, und dann würde es vermutlich auch nicht nur einer sein. Wenn sie genug verdiente, konnten sie vielleicht die Schafe behalten und irgendwann wieder eine Kuh kaufen. Dann wären sie wieder auf dem richtigen Weg.

»Ich tue, was Ihr sagt«, flüsterte sie.

Aldfriths Blick verdunkelte sich, und etwas Ungezügelter trat in seine Augen, das in ihr das Grauen weckte.

Er bedeutete ihr, ihm zu folgen, und so setzte sich Hilda in

Bewegung. Sie ging mit einigem Abstand hinter ihm durch das schlafende Dorf. Er drehte sich nicht einmal zu ihr um, um zu prüfen, ob sie noch da war, so sicher war er, dass sie ihn brauchte. Er hatte die Macht, und allein dieses Wissen erfüllte sie mit einer lähmenden Resignation. Sie spürte ihren Körper gar nicht mehr, ihre Füße setzten wie von selbst einen Schritt vor den anderen. Und als sie die Hütte erreichten und Aldfrith die Magd und den Knecht fortschickte, war ihr alles egal.

Er schenkte ihr edelsten Wein vom Frankenreich ein, und sie schmeckte nichts.

Schließlich führte er sie zu einer erhöhten Bettstatt an der Stirnseite des großen Raums, hob sie hoch und legte sie darauf nieder. Dann hob er seine Tunika, hantierte an sich herum ... Plötzlich kam sie mit voller Wucht ins Hier und Jetzt zurück. Der Schmerz, der sie durchzuckte, ließ sie aufkeuchen, und ihr wurde bewusst, was sie hier tat.

Er hatte versprochen, gut zu ihr zu sein, und vielleicht war er das auch. Er war nicht unnötig grob, aber sie hatte auch keine Möglichkeit zu vergleichen. Schließlich war dies das erste Mal, dass sie sich einem Mann hingab.

Der Ekel war das Schlimmste an allem. Der Ekel und der Selbsthass. Sie war eine Hure.

Vor ein paar Tagen war sie noch voller Träume zum Fluss gelaufen, um die Wäsche zu waschen, sie hatte Äpfel vom Boden aufgesammelt und mit ihrer Mutter verarbeitet. Und dann waren Schreie erklingen. Von diesem Moment an hatte sich alles geändert. Jetzt lag sie unter diesem schwitzenden, röchelnden alten Mann und kämpfte gegen den Drang an, sich zu übergeben. Sie wusste nicht, wie lange es dauerte. Ihr kam es vor wie eine Ewigkeit.

Als Aldfrith endlich fertig war und aufstand, presste sie vor Erleichterung die Augen zu. Sie wünschte sich weit fort und

war tatsächlich enttäuscht, dass sie immer noch hier war, als sie die Lider hob. Es war kein böser Traum gewesen.

Aldfrith rückte seine Kleider zurecht, ging zum Fenster, das er mit schwerem Tuch verhängt hatte, zog die Tücher zur Seite und legte den Kopf schief.

»Es herrscht Aufruhr. Zieh dich an. Wenn ich dich wieder brauche, werde ich es dich wissen lassen.«

Er nahm etwas aus seiner Börse an seinem Gürtel und legte es auf den mit tiefen Kerben durchzogenen Tisch. Dann ging er hinaus.

Hilda starrte ihm einen Moment lang wie gelähmt hinterher, dann sprang sie auf und stürzte zum Tisch, als könnte irgendjemand ihren Lohn stehlen. Es waren zwei Pfennige. Hilda bekreuzigte sich. Eine in diesem Augenblick vielleicht unpassende Geste, schließlich hatte sie gerade eine große Sünde begangen. Trotzdem dankte sie dem Herrn für die Großzügigkeit, die Aldfrith ihr entgegenbrachte.

Nur beim Gedanken daran, das alles noch einmal durchstehen zu müssen, wurde ihr sogleich wieder elend zumute. Plötzlich krampfte sich ihr Magen zusammen, er schien sich zu heben, Speichel sammelte sich in ihrem Mund. Und dann übergab sie sich mit reiner Galle, denn sie hatte heute noch nichts gegessen.

Tränen sammelten sich in ihren Augen, aber sie wischte sie wütend fort. Sie durfte nicht weinen, nicht schwach sein. Sie hatte einen Weg gefunden, zu überleben und ihrer Familie zu helfen – ohne Offa. Sie sollte stolz auf sich sein. Aber in ihren Gedanken hallten immer nur die Worte: *ohne Offa, ohne Offa*. Sie hatte so lange ohne ihn gelebt, oft hatte sie gar nicht mehr an ihn gedacht. Aber mit seiner Rückkehr, an dem Tag, an dem alles zusammengebrochen war, hatten all die alten Gefühle von früher sie mit der Gewalt eines Sturms angegriffen. Und jetzt konnte sie sie nicht mehr abschütteln. Dabei musste

sie das, denn er ging wieder fort. Sie hatte sich verkauft, und alles war vorbei. Warum blieb der Funke Hoffnung, Offa würde sie retten?

Der Lärm, von dem Aldfrith gesprochen hatte, drang nun auch an ihre Ohren. Hilda ging hinaus und ignorierte dabei den sengenden Schmerz in ihrem Schoß ebenso wie die Nässe zwischen ihren Beinen.

Das graue Licht der Morgendämmerung war einem roten Glanz gewichen, die Sonne blickte mit ersten schwachen Strahlen hinter dem Hügel hervor. Hilda atmete tief die kalte Luft ein. Die vielen Stimmen kamen aus Richtung der Halle, und Hilda sah auch andere Dorfbewohner, die sich auf den Weg dorthin machten. Zu ihrer Erleichterung blickte niemand in ihre Richtung, als sie aus Aldfriths Haus trat. Die Schande wäre zu groß. Jeder in diesem Dorf kannte sie, kannte ihre Familie – sie würde nicht damit leben können, ihr Geheimnis preisgegeben zu sehen.

So unauffällig wie möglich huschte sie zwischen zwei Häusern, kletterte über die Zäune eines Gartens und kam schließlich auf den Pfad, der zur Halle des Aldermanns führte. Dort standen Pferde bereit.

Männer aus dem Dorf, die Hilda schon ihr ganzes Leben lang kannte, schwangen sich in die Sättel und sahen wie Fremde aus. Da war Leofric der Rote, der seinen großen schweren Körper meist nur mit einer knielangen Tunika und weiten, um die Waden festgeschnürten Hosen kleidete, ohne jeglichen Zierrat. Jetzt aber trug er einen Ringpanzer, der ihn noch mächtiger wirken ließ. Sogar ein Schwert hatte er um die Hüften gegurtet. Sein übliches Lächeln fehlte, ernst sah er sich im Hof um. Sein Blick folgte dem jungen Waliser, den Offa zu Godrics Missfallen verschont hatte.

Auch Wulphere trat auf wie ein Krieger und nicht wie der Schweinehirt aus dem Stall; hinter ihm folgten die Brüder

Eadric und Cerdic, die die Jüngsten der Truppe waren, aber, ebenfalls voll gerüstet, wie Fremde wirkten. Sie waren Männer aus dem Dorf, die Tiere hielten und Felder bestellten, aber auch als Thingfriths Krieger gedient hatten. Vor vielen Jahren waren sie Teil von Thingfriths Herdwache gewesen, ehe der Aldermann die Notwendigkeit von Kriegern aus dem Auge verloren und sich nur noch um sein Ale gekümmert hatte.

Zuletzt hatte sich Hilda ein ähnliches Bild geboten, als der König von jedem seiner Landhalter Krieger verlangt hatte, die für ihn in der Schlacht gegen die Waliser kämpften. Aber das war lange her. Und heute zogen die Männer auch nicht in den Kampf, sondern zum König. Hilda betete, dass sie bald zurückkehrten.

Schließlich trat Offa aus der Halle.

Hildas Herz machte wie immer einen Satz und schlug viel zu schnell weiter. Er sollte wie ein Junge wirken, und doch war er ein Mann. Seine Züge hatten nichts Kindliches mehr an sich, sie wirkten hart und unnachgiebig. Das goldene, im Nacken zusammengebundene Haar verstärkte diesen Eindruck noch, der kurze Bart an Kinn und Wangen funkelte im Sonnenlicht, als wäre seine Haut mit Gold bestäubt.

Auch er trug einen Ringpanzer, der ihm bis zu den Oberschenkeln reichte, und ein Schwert pendelte an seiner Seite. Seine Hand umschloss das Heft, und Hilda konnte nur auf seine langen, schlanken Finger starren. Sie stellte sich vor, wie diese sie gestern Nacht berührt hatten und wie anders es sich angefühlt hatte als der gierige Griff Aldfriths. Nichts an Offa könnte sie ekeln. Wenn sie seine breiten Schultern betrachtete, die dem Rest seines noch drahtigen, schlanken Körpers davongewachsen waren, wollte sie sich in seine Arme werfen und dort Trost finden. Sie wollte, dass er sie hielt und ihr von seiner Stärke abgab.

Aber er blickte nicht einmal in ihre Richtung. Sie stand mitten auf dem Pfad, und trotzdem schien sie unsichtbar.

Umso präsenter war Marcellina, die den Hof betrat. Sie ging auf ihren Sohn zu und neigte respektvoll das Haupt. Trotz offensichtlicher Müdigkeit und Trauer strahlte sie Würde und Kraft aus – etwas, was auch Hilda vollbringen wollte. War Marcellina jemals so geschlagen gewesen wie sie jetzt? Hatte sie sich jemals an einem solchen Tiefpunkt wiedergefunden und es zurück nach oben geschafft? Und wenn ja, wie hatte sie das angestellt? Hätte doch Offa nur Interesse an ihr, dann hätte Marcellina sie vielleicht unter ihre Fittiche genommen, hätte ihr beigebracht, wie sie sich mit derselben Erhabenheit halten konnte.

»Offa hat sie zu seiner Verwalterin ernannt«, erklang unvermittelt Godrics Stimme an ihrer Seite und ließ sie zusammenzucken. Ihr Vater sah sie nicht an, auch er blickte zu Offa und seiner Mutter, und seiner Stimme waren keine Gefühle anzumerken. »Eine Frau, die hier das Sagen hat ...« Er ließ die Worte so stehen, und obwohl er sich nicht anhören ließ, was er davon hielt, kannte Hilda ihn gut genug, um zu wissen, dass er Offas Entscheidung missbilligte. »Du warst schon früh unterwegs.«

Auch das sagte er in absoluter Gefühllosigkeit, aber Hilda spürte Hitze in ihren Wangen aufsteigen. Sie versuchte sich eine Ausrede zu überlegen, aber er war ihr Vater. Und es war doch sein Wunsch gewesen, dass sie sich verkaufte, um der Familie zu helfen. Vielleicht war er bestürzt und bekam ein schlechtes Gewissen, wenn er die Wahrheit hörte. Dann wusste er, dass er sie zu solch einem Schritt getrieben hatte. Vielleicht würde er sie tröstend in die Arme nehmen.

Ohne ein Wort reichte sie ihm einen der beiden Pfennige und schielte vorsichtig zu ihm empor. Sie wartete auf eine Reaktion, auf irgendwelche Worte.

Aber ihr Vater nahm das Geld wortlos entgegen, nickte kurz, wandte sich ab und ging.

Hilda konnte sich nicht rühren. Sie fühlte sich schlimmer, als wenn er sie geschlagen hätte. Sie spürte den zweiten Pfennig in ihrer Hand, und nun war sie froh, ihn behalten zu haben. So unauffällig wie möglich ließ sie ihn in ihrer kleinen Tasche am Gürtel verschwinden. Dann betrachtete sie wieder die Reiter, die sich auf den Weg machten: Aldermann Heardberht und seine Krieger, Offa und die Männer Averduns.

Bitte komm schnell zurück, flehte sie stumm und beobachtete Offa, der auf dem prächtigen Rappen aus Thingfriths Stall den Pfad entlangtrabte. *Dreh dich wenigstens einmal zu mir um, nur einmal, sieh mich an.*

Aber er ritt fort, ohne einen Blick zurückzuwerfen.

KAPITEL 3



Tamouuorthig (Tamworth), Königreich Mercia, Herbst 747

Das war also Tamouuorthig, der Lieblingssitz des mächtigen Königs von Mercia. Offa war ein wenig enttäuscht, denn die Stadt sah kaum anders aus als sein Heim in Averdun. Er hatte alte römische Bauten und hohe Mauern erwartet, prächtige Kirchen und einen geschäftigen Hafen – eine Stadt, die schon von Weitem Macht und Stärke ausstrahlte. Aber sie war nicht mehr als eine angelsächsische Siedlung, die etwas größer geraten war.

»Und vergiss nicht, Offa: Lass dich nicht einschüchtern. Mein Bruder kann Angst riechen wie ein hungriger Wolf.« Aldermann Heardberht klopfte ihm von seinem Pferd aus auf die Schulter, während sie Seite an Seite mit ihren Begleitern zur Stadt ritten. »Außerdem ist er sehr ungeduldig. Also teil ihm dein Anliegen mit, kurz und bündig, schwör ihm Loyalität und warte dann auf seine Antwort.«

»Und wenn er mir mein Erbe verweigert?«

Heardberht sah ihn an, als hätte er die dümmste Frage der Christenheit gestellt. »Na, dann bedankst du dich und siehst zu, dass du verschwindest. Ich lass dich schon nicht fallen, Offa, du kannst in meiner Kriegstruppe bleiben. Lerne, werde erfahrener, und wenn du dich weiterhin so gut entwickelst, nehme ich dich irgendwann in meine Herdwache auf.«

Offa schwieg. Er wollte den Aldermann nicht beleidigen, indem er ihm sagte, dass dieser Vorschlag für ihn keine Option war. Er musste um sein Erbe kämpfen, auch wenn er es im Grunde gar nicht wollte. Seine Heilung als Säugling, der Tod seines Vaters ausgerechnet nach einem schwerwiegenden Angriff der Waliser, wenige Tage nachdem Offa heimgekehrt war – all das musste einen Grund haben. Er musste die Verantwortung übernehmen, das war seine Bestimmung.

Sie ritten über eine Brücke, die sich über den schmalen Fluss Anker erstreckte. An den Uferhängen darunter kauerten Bettler, vielleicht Leibeigene, die nicht mehr arbeiten konnten, krank und schwach waren, oder freie Männer und Frauen, die alles verloren und keinen Herrn gefunden hatten. Sie kauerten um schwach lodernde Feuer, mit löchrigen Umhängen um die Schultern. Sogar Kinder waren darunter. Offa dachte an seine kleine Schwester. Was, wenn sie überlebt hatte und irgendwo angespült worden war, nicht wusste, wo sie sich befand und wie sie nach Hause zurückkehren sollte? Was, wenn ihr niemand geglaubt hatte, dass sie die Tochter eines wohlhabenden Herrn war, wenn sie ein Dasein als Besitz eines anderen oder als Bettlerin verbrachte?

»Wulfhere.«

Offa sah zurück zu dem Krieger aus Averdun, den er ebenso wie Leofric, Eadric und Cerdic noch von früher kannte. Wie die meisten aus Thingfriths einstiger Herdwache war er kräftig gebaut, hatte einen Stiernacken und einen fast rechteckig wirkenden Rumpf. Das helle Haar schor er regelmäßig ab, da es schon früh schütter geworden war. Seine Augen waren stets zusammengekniffen, als blickte er gegen die Sonne. Auch jetzt sah er Offa mit dem üblichen Missmut an.

»Mein Herr.«

»Finde in der Stadt etwas zu essen und bring es diesen Menschen.«

»Mein Herr?«

Nun war sich Offa auch der Blicke der anderen aus ihrer kleinen Reisegruppe bewusst, aber er kümmerte sich nicht darum. Sollten sie ihn für wunderlich halten. Er hatte in nur einer Woche seinen Vater, seine Schwester und sein halbes Dorf verloren – wenn er mildtätig sein wollte, dann war er es auch. Vielleicht konnte er den Herrn damit sanft stimmen, sollte Eadburhs Seele noch nicht ins Himmelreich gefunden haben.

»Du hast mich gehört, Wulfhere.«

Der Krieger nickte nur und ließ sich wie immer nicht anmerken, was er dachte. Für Offa war es unmöglich zu sagen, ob Wulfhere ihm wohlgesinnt war oder ob er ihn auch nur für einen jungen Burschen hielt, der sich erst Respekt verdienen musste. Aber der Krieger hatte ihm Treue geschworen, und kein Mann brach solch einen Schwur leichtfertig. Er konnte Wulfhere vertrauen.

Sie ritten weiter, und Offa ließ seinen Blick den Wasserlauf entlangschweifen, ein blaugraues, gewundenes Band inmitten von Grün. Ein Stück weiter westlich verband der Anker sich mit dem Tame, jenem Fluss, dem die Stadt ihren Namen verdankte. Offa machte an der Mündung ein paar Boote aus, aber von seiner Vorstellung von einem geschäftigen Handelsplatz war dieser Anblick weit entfernt.

Schließlich tat sich vor ihnen die ringförmige Palisade auf, die Tamouuorthig umschloss. Zumindest diese machte einen guten, stabilen Eindruck, als ob sie regelmäßig auf Schwachstellen überprüft wurde. Auch zahlreiche Krieger tummelten sich in den Türmen und auf den Wehrgängen. Das war vermutlich das Einzige, was zählte. Prunk und Glanz war nicht das, was einen König auszeichnen sollte, sondern die Fähigkeit zu halten, was er besaß. Diese Wahrheit war Offa seit seiner Rückkehr nach Averdun wieder schmerzlich bewusst ge-

worden. Stärke war das, was zählte, nicht Ale zu trinken und in seiner Halle fett zu werden. Ein König wie auch seine Vertreter im Land, die Aldermänner, mussten stets präsent sein, Überlegenheit vermitteln und jeden noch so kleinen Hinweis auf Unruhe niederschlagen.

Das Tor stand weit offen, um Händler und Reisende hindurchzulassen. Vor ihnen hielt ein Karren mit Wolle, der genauestens untersucht wurde.

Aus einem Wachturm blickten zwei Krieger auf sie herab. Sie erkannten Heardberht und seine Männer, und so ritt ihre kleine Truppe auf einen kurzen Wink hin unbehelligt in die Stadt ein.

Häuser von Handwerkern säumten die gepflasterte und teilweise überwachsene Straße, um Reisenden sofort zu Diensten sein zu können und ihre Waren zu verkaufen. Nicht nur Praktisches wie Werkzeug, Waffen, Schuhe oder Kochgeschirr wurde feilgeboten, sondern Offa entdeckte auch Kunstvolles wie Zierrat, Schnitzereien und Schmuck, ausgestellt auf Tischen. Vielleicht hatte sein erster Eindruck der Stadt ihn doch getrogen. Es ging hier jedenfalls bunter zu als in seiner Heimat.

Ein Junge kreuzte ihren Weg, der schimpfend ein Schwein vor sich hertrieb. Als er die Gruppe Krieger entdeckte, blieb er wie angewurzelt stehen und starrte mit offenem Mund von einem zum anderen. Der Ast in seiner Hand fiel zu Boden. Offa konnte es ihm nicht verdenken. Er erinnerte sich noch gut daran, wie beeindruckt er selbst gewesen war, wenn er die starken Männer in ihren Rüstungen, mit den mächtigen Schilden und funkelnden Schwertern gesehen hatte. Nichts hatte er sich sehnlicher gewünscht, als selbst dazuzugehören. Und heute ritt er zum König, auf dem prächtigsten Pferd aus dem Stall seines Vaters, einem kräftigen Rappen mit üppiger Mähne und dichtem Fesselbehang, gezogen aus einer der besten Stuten seines

Großvaters. Er trug den alten Ringpanzer Thingfriths, den die Knechte tagelang vom Rost befreit hatten, darüber einen tiefblauen, fast schwarzen Umhang, der mit Fuchsfell gesäumt war. Sein Haar trug er genauso wie Heardberht im Nacken zusammengebunden, das bisschen goldener Bart, das ihm gewachsen war, hatte er stehen gelassen, um älter zu wirken. Die Drachenklinge seines Großvaters hing an seiner Seite, und an der Flanke des Pferdes war der gigantische Holzschild befestigt, der mit Bronze umrandet war, während der Buckel in der Mitte, der die Hand seines Trägers schützte, aus Silber bestand.

Der Blick des Jungen traf seinen, und Offa konnte in den Kinderaugen sehen, wie der Junge ihn wahrnahm. Als Helden. Nicht als Burschen, der in dieser Gruppe nichts verloren hatte. Allein dieser Blick gab ihm den Mut, dem König gegenüberzutreten und sein Vermächtnis einzufordern.

Ohne zu überlegen, zog er eine Münze aus der Lederbörse an seinem Gürtel und warf sie dem Jungen zu. Der hob sie eilig vom Boden auf und bewunderte sie wie einen wertvollen Schatz. Offa hörte ihn noch »Habt Dank, mein Herr!« rufen, da ritten er und seine Begleiter auch schon um die Straßenbiegung.

Schließlich passierten sie eine aus Stein errichtete Kirche und gelangten zu einem weiteren Palisadenring, der die Halle und die Wirtschaftsgebäude des Königs umschloss. Dieser Eingang war noch stärker bewacht. Aber auch durch dieses Tor kamen sie ohne Schwierigkeiten.

»Sagt meinem Bruder, dass ich zurückgekehrt bin und einen Freund mitgebracht habe«, wandte Heardberht sich an ein paar Wachen, die gerade Fackeln für die bevorstehende Abenddämmerung vorbereiteten.

Die Männer schienen Heardberht sofort zu erkennen, denn einer von ihnen löste sich mit einer knappen Verbeugung von den anderen und eilte zur Halle.

Offa schwang sich aus dem Sattel und blickte in den Himmel, wo sich dunkle Wolken zusammenzogen. »Hoffentlich beeilen sie sich.«

Heardberht warf ihm einen seiner ungeduldigen Blicke zu. »Nun, wir können nicht einfach so mir nichts, dir nichts zum König spazieren.«

»Nicht einmal Ihr?«

»Nicht einmal ich.«

Offa nickte ernst und sah sich schließlich in seinem Gefolge um.

»Gwil!«

Er winkte dem Waliser, den er mit sich genommen hatte, um vielleicht doch noch Antworten zu erlangen, aber auch, um ihn zu schützen. Die Menschen in Averdun konnten in Offas Abwesenheit womöglich beschließen, Rache zu üben.

»Nimm mein Pferd und gib ihm Wasser.«

Er reichte dem Waliser die Zügel des Rappen. Gwil nahm sie entgegen, ohne eine Miene zu verziehen. Es fiel Offa schwer einzuschätzen, ob der Waliser sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte. Auf ihrer gut fünftägigen Reise gen Norden war Gwil bemüht gewesen, nicht aufzufallen. Offa hatte Fluchtversuche erwartet oder sogar einen Angriff, aber vermutlich war Gwil sich der Aufmerksamkeit aller bewusst. Bestimmt wollte er Offa in Sicherheit wiegen und würde zuschlagen, sobald er nachlässig wurde. Nur dass Offa nicht vorhatte, jemals nachlässig zu werden.

Heardberht übergab sein Pferd ebenfalls einem seiner Männer. »Der König wird dich bestimmt bald empfangen, Offa, und bis dahin werden wir zweifellos in der Halle Gastfreundschaft erfahren«, sagte er und klopfte ihm auf die Schulter.

Offa hörte ihm kaum zu, er behielt Gwil im Auge. Auch Leofric und die Brüder Cerdic und Eadric hatten ihm ihre Pferde gegeben, während Wulphere in der Stadt geblieben war,

um seinen Auftrag zu erfüllen. Gwil führte die Pferde zu den Unterständen hinüber, wo Heu und Wassertröge warteten. Er machte keinen falschen Schritt, sah sich nicht nach einer passenden Gelegenheit zur Flucht um oder hielt auf Waffen zu. Er tat nur, was von einem Leibeigenen erwartet wurde. Aber gerade das machte Offa misstrauisch. Und damit schien er nicht der Einzige. Auch Leofric hatte den Waliser im Auge, und als er Offas Blick bemerkte, zwinkerte er ihm zu. *Mach dir keine Sorgen*, schien er sagen zu wollen. *Ich sorge schon dafür, dass er keine Dummheiten begeht*.

Offa nickte ihm dankbar zu. Er war froh, den stets gut gelaunten Krieger an seiner Seite zu haben, und noch glücklicher war er darüber, dass er Leofric auf dem Weg hierher die Förmlichkeiten ausgeredet hatte.

Offa wollte sich gerade abwenden und Heardberht zur Halle folgen, da bemerkte er eine Gestalt, die sich aus dem Schatten der Ställe löste und Gwil entgegenging. Auf den ersten Blick erinnerte der Hüne eher an einen Bären. Erst als er ins Sonnenlicht trat, erkannte Offa einen großgewachsenen, muskulösen Mann mit einem fellgetrimmten Umhang, der einen grauen Hund an einer Kette führte. Die Bestie war so groß wie ein Kalb, bewegte sich aber leichtfüßig und grazil. Die Muskeln spannten sich unter dem Fell, als wäre sie jederzeit zu einem Angriff bereit.

Offa hielt inne. Er wusste nicht genau, was an diesem Fremden ihn so beunruhigte. Mit seinem Ringpanzer, dem Schwert an der Hüfte und dem Speer in der Hand gehörte er vermutlich zur Herdwache des Königs, und damit war er keine Bedrohung. Aber etwas an den Augen dieses Riesen, die Gwil wie die eines Falken am Naseneisen des Helms vorbei fixierten, weckte Wachsamkeit in Offa.

»Was hat ein dreckiger Waliser hier zu suchen?«, ertönte auch schon eine bellende Stimme über den Hof.

Gwil blieb stehen, und die vier Pferde, die am langen Zügel hinter ihm gingen, hielten folgsam inne, allerdings die Nüstern ob des Hundes gebläht, die Ohren gespitzt und die Augen geweitet. Gwil sagte nichts. Vermutlich verstand er gar nicht, was der Mann von ihm wollte. Offa ging näher heran.

»Abschaum, Diebespack, Mörder! Verschwinde dahin, wo du hergekommen bist!« Die kräftige Pranke fuhr vor und packte Gwil am Hemd. Die Pferde scheuten zurück, und im nächsten Moment stieß der Hüne den Waliser schon in den Dreck.

Der Hund rührte sich nicht und beobachtete nur, was sein Herr tat, worüber Offa erleichtert war.

»Was an diesem Mann sagt Euch, dass es sich um einen Dieb handelt?«

Offa verschränkte die Arme vor der Brust und trat so ruhig wie möglich an Gwils Seite. Dabei zwang er sich, die gigantischen Fäuste des Kriegers und die scharfen Zähne des Hundes zu ignorieren. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, dass auch Leofric herantrat. Gwil rappelte sich auf und sammelte die Zügel der Pferde wieder ein.

Der Riese schien nicht verwundert über Offas Erscheinen und sah ihn herausfordernd an, das schwammige Gesicht durch die Wangenstücke des Helms sonderbar zusammengequetscht.

»Das ist ein Waliser. Unverkennbar. Kein Angelsachse hat so dunkle Haut.«

Damit hatte er zweifellos recht – die Waliser waren ein dunkleres Volk als die Angelsachsen, auch wenn es hier wie da Ausnahmen gab. Aber das hatte nichts damit zu tun, ob Gwil ein Dieb war oder nicht.

»Selbst wenn er ein Waliser ist, hat Euch das nicht zu kümmern. Er wird nicht der Einzige in Tamouuorthig sein. Ich bin sicher, unter den Leibeigenen hier finden sich mehrere. Fürch-

tet Ihr, auch von denen bestohlen zu werden, oder nur von dem, der mir gehört?«

Der Blick des Hünen flog zu Offas heidnischem Anhänger an der Brust, und sein Körper spannte sich noch stärker an. »Alle Waliser sind Diebe und gehören an die Kette wie die Hündin hier.« Er wies knapp auf das aufmerksame Tier hinab. »Ich sage, er verlässt Tamouuorthig entweder freiwillig, oder ich helfe ihm dabei.« Seine Hand umfasste den Speerschaft.

Offa spürte sein Herz schneller schlagen. Er wusste, er sollte sich zurückziehen und sich nicht mit diesem Bären und seiner Bestie anlegen. Aber welcher Beginn einer Herrschaft wäre es, wenn er noch nicht einmal in der Lage war, einen Leibeigenen zu schützen? Mit so fester Stimme wie möglich sagte er:

»Der Waliser gehört mir, und er ist dort, wo auch ich bin.«

»Dann ist es auch für dich Zeit zu verschwinden, Bürschchen. Du magst hier durchs Tor reiten mit deiner Handvoll Männer, als wärst du von Bedeutung, aber in Wirklichkeit bist du nur ein kleiner grüner Junge, dem eine Lehre erteilt werden muss.«

Offa lächelte. Nicht weil er sich plötzlich behaglicher fühlte, sondern weil er nun die Bestätigung dafür hatte, worum es hier ging. Nicht um Gwil, sondern um seinen, Offas, Auftritt als Kriegsherr. Einem erfahrenen Kämpfer wie seinem Gegenüber passte es offensichtlich nicht, dass jemand mit gerade mal siebzehn Jahren bereits mit Gefolge reiste und über ihm stand. Aber so war die Welt nun einmal, und nur der Verbitterung eines Mannes wegen ließ er sich nicht beleidigen.

»Sagt mir Euren Namen, damit ich ihn mir für die Zukunft merken kann.«

Der Krieger straffte die Schultern, was ihn sofort um noch einen Fuß wachsen zu lassen schien. »Ich heiße Beornred, Befehlshaber der Herdwache des Königs.«

Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Der Riese war nicht nur

körperlich bedrohlich, sondern hielt auch noch eine hohe Position am königlichen Hof. Aber Offa durfte jetzt nicht zurückweichen – nicht vor den Kriegern, deren Treueschwüre noch frisch waren und die er sich noch gar nicht verdient hatte. Und auch nicht vor Gwil.

»Nun, Beornred, ich bin Offa, Sohn von Thingfrith von Averdun, den der Herr zu sich rief. Merkt Euch auch meinen Namen. Und nun lasst mich vorbei, der König erwartet mich.«

Beornred starrte ihn mordlustig an, sagte aber nichts mehr. Er stand einfach nur wie ein unüberwindbarer Berg da und ließ seinen Körper für sich sprechen.

»Offa!«, hörte er Heardberht von der Halle her rufen. Vermutlich hatte er gerade erst bemerkt, dass Offa ihm nicht gefolgt war.

Offa bedeutete ihm mit einer Handbewegung, dass er gleich nachkäme.

»Kümmere dich um die Pferde«, wandte er sich an Gwil und legte ihm die Hand auf den Arm, um vor Beornred klarzustellen, dass er unter seinem Schutz stand und jegliches Handeln gegen ihn Konsequenzen haben würde.

Der Waliser sah ihn aus seinen dunklen Augen an und neigte den Kopf. Eine kaum merkliche Reaktion, die aber stärker nicht hätte sein können. Es war ein Zeichen des Gehorsams, wenn nicht gar des Respekts.

Offa erwiderte das Nicken. Er wusste immer noch nicht, was in ihn gefahren war, als er den Waliser vor einigen Tagen vor dem Tode bewahrt hatte. Aber er hatte es nichtsdestotrotz getan, und damit war er für ihn verantwortlich.

Mit einem letzten warnenden Blick an Beornred wandte er sich ab, überquerte den Hof zur Halle und schob dabei das Gefühl beiseite, jeden Moment von der Bestie von hinten angesprungen und zerfleischt zu werden.

»Ich weiß nicht, ob ich deinen Mut bewundern oder deine

